

LUKAS RATHJEN

Rhetorik und kommunikative Herrschaft

Gesprächseliten in der frühen Bundesrepublik Deutschland

Gesetzt den Fall, jede Ideenlandschaft hat eine ihr entsprechende Bibliothek, so stelle man sich einmal die deutsche nach Weltkrieg und Holocaust vor: viele leere Regale, weil es 1945 an Büchern fehlte; viele leere Arbeitsplätze, weil das Hitlerregime Geistesarbeiter*innen zur Flucht gezwungen oder um ihr Leben gebracht hatte. Der »Kulturhunger« der deutschen Nachkriegszeit muss demnach überfordernd gewirkt und die politisch-kulturellen Zeitschriften sowie den sich nur langsam erholenden Buchmarkt an ihre Grenzen gebracht haben. Rasch haben sich daher Formen gefunden, welche die gesuchte ethische Grundorientierung außerhalb der prekären und stark lizenzierten Schriftöffentlichkeit zu vermitteln versprochen. Der von politischen Parteien, alliierten Kontrollräten, Medienunternehmen und intellektuellen getragene kulturelle »Wiederaufbau« wies dem gesprochenen Wort und dem Rundfunk dabei eine besondere Rolle zu.¹ Mündlichkeit schien nicht nur pragmatischer in Zeiten der Papierknappheit, sondern das gesprochene Wort übte in seiner performativen Dimension selbst eine Vielzahl von Funktionen aus. Es brachte Menschen zusammen, erreichte viele und lässt, so die Einschätzung vieler Nachkriegsintellektueller, »den Menschen« in seiner Individualität erscheinen. Allseits bekannt ist mittlerweile der Aufruf Karl Jaspers' zum Gespräch im Geleitwort der ersten Ausgabe der Zeitschrift »Die Wandlung«:

»Haben wir wirklich alles verloren? Nein, wir Überlebenden sind noch da. [...] Wir dürfen öffentlich miteinander reden. Sehen wir zu, was wir einander zu sagen haben. Wir sind innerlich und äußerlich verwandelt in zwölf Jahren. [...] [Wir bitten] Deutsche, zu sprechen, ihre Gedanken mitzuteilen, Bilder zu gestalten, öffentlich fühlbar werden zu lassen, dass und wie sie leben [...]. Da wir wieder frei miteinander reden können, ist die erste Aufgabe, wirklich miteinander zu reden. [...] So hoffen wir, auch in radikalen Auseinandersetzungen doch solidarisch miteinander zu werden. [...] Wir wollen in öffentlicher Diskussion uns der Bindungen bewusst werden, aus denen wir leben.«²

Auch wenn diese von Karl Jaspers, Dolf Sternberger, Werner Krauss und Alfred Weber gegründete Zeitschrift nicht, wie ursprünglich geplant, unter dem Titel »Die Stimme« erschien, zeigt das obige Zitat doch, wie sehr sich die Zeitschriftenlandschaft nach 1945 auf das Mündliche hin orientierte.³ Und so wundert es nicht, dass sich auch die Zeitschrift »Der Skorpion« als Nachfolgerin des 1949 eingestellten

1 Vgl. Axel Schildt, *Moderne Zeiten. Freizeit, Massenmedien und »Zeitgeist« in der Bundesrepublik der 50er Jahre*, Hamburg 1995; ders., *Zwischen Abendland und Amerika. Studien zur westdeutschen Ideenlandschaft der 50er Jahre*, München 1999, S. 83 ff.; Monika Boll, *Nachtprogramm. Intellektuelle Gründungsdebatten in der frühen Bundesrepublik*, Münster 2004.

2 Karl Jaspers, Geleitwort, in: *Die Wandlung* 1, 1945/46, H. 1, S. 3–6, hier: S. 3–5.

3 Verweise bei: Dolf Sternberger, *Gut und Böse. Moralische Essays aus drei Zeiten*, Frankfurt am Main 1988, S. 203 und 206. Zum Titel »Die Stimme« bei William J. Dodd, *Jedes Wort wandelt die Welt. Dolf Sternbergers politische Sprachkritik*, Göttingen 2007, S. 220 f. Zur in der Nachkriegs-

»Der Ruf« mühelos in die sich dem literarischen Gespräch widmende »Gruppe 47« transformieren konnte, als ihr die Lizenz verweigert wurde. Walter Dirks und Eugen Kogon, Herausgeber der »Frankfurter Hefte«, stimmten ein in diesen allgemeinen Aufruf zur Diskursivität, der »alle sozialen Schichten, Arbeitsklassen und ›Richtungen‹« zur »Klärung« bewegen sollte.⁴ Während öffentliche Gesprächsveranstaltungen wie die »Darmstädter Gespräche« oder die »Kölner Mittwochsgespräche« und Gesprächsrunden im Rundfunk erst um 1950 in Erscheinung traten, kündigte sich das »Gespräch« als ausgezeichnetste Weise der mündlichen Rede schon in den ersten Nachkriegsjahren in der Zeitschriftenlandschaft an.

Nebst Ankündigungen wie diesen gab es auch Versuche, das »Gespräch« selbst in den Text zu integrieren: Forumszeitschriften wie der »Merkur« legten in Be- und Nachbesprechungen, in Er widerungen und Bejahungen anderer Beiträge ein referenzielles Prinzip an den Tag, das die Hermetik des Schriftlichen aufbrach.⁵ Für den Buchmarkt übernahm der Rowohlt-Verlag als »Arena des Meinungsaustauschs«⁶ eine analoge Funktion – insbesondere durch die von Ernesto Grassi seit 1955 herausgegebene Reihe »rowohlts deutsche enzyklopädie«.⁷ Als in den 1950er-Jahren dann an der faktischen Umsetzung dieser Gesprächs- und Diskussionsideen gearbeitet wurde – etwa durch alliierte Diskussionsforen, Gesprächsrunden im Fernsehen und Radio – schien es, als hätte die »nivellierte Mittelstandsgesellschaft«⁸ im Diskutieren ihr nivellierendes Kommunikationsideal gefunden. Bereits hier – so die These Nina Verheyens – kündigte sich die neue Bürgerlichkeit der Bundesrepublik an, in der dialogische Kommunikation nicht länger Distinktionsmerkmal eines quasi aristokra-

zeit prominenten humboldtschen Sprachauffassung: *Karl Jaspers*, *Von der Wahrheit*, München 1947.

- 4 Ohne genauen Quellennachweis zit. bei: *Friedrich Kießling*, »Gesprächsdemokraten«. Walter Dirks' und Eugen Kogons Demokratie- und Pluralismusbegründung in der frühen Bundesrepublik, in: *Alexander Gallus/Axel Schildt* (Hrsg.), *Rückblickend in die Zukunft. Politische Öffentlichkeit und intellektuelle Positionen in Deutschland um 1950 und um 1930*, Göttingen 2011, S. 385–412, hier: S. 392. Vermutlich in: *Frankfurter Hefte* 1, 1946, H. 1, S. 11. Leider befand sich dieses Exemplar der FH nicht in den während der Covid-19-Pandemie geöffneten Bibliotheken Zürichs.
- 5 Herausgeber Hans Paeschke bemerkte 1978 rückblickend genau dies: »Der Merkur hat selten Partei genommen. Er hat dafür versucht, Standpunkte entweder direkt zu konfrontieren oder kontrovers zu behandeln, um sie sozusagen im Einkreisungsverfahren etwas genauer auf den Begriff zu bringen. Je liberaler, umso spannungsreicher, das war die Devise. Daher die enge Verbindung des dialogischen Prinzips mit dem des Diskurses.« *Hans Paeschke*, Kann keine Trauer sein, in: *Merkur* 32, 1978, Nr. 367, S. 1169–1193. Vgl. auch *Ingrid Laurien*, *Politisch-kulturelle Zeitschriften in den Westzonen 1945–1949. Ein Beitrag zur politischen Kultur der Nachkriegszeit*, Frankfurt am Main/Bern etc. 1991, S. 76.
- 6 Zit. nach: *David Oels*, Von den vier Lizenzen bis zur Ballonaffäre. Der Rowohlt Verlag im Kalten Krieg 1947–1969, in: *Michael Rohrwasser/Günther Stocker* (Hrsg.), *Spannungsfelder. Zur deutschsprachigen Literatur im Kalten Krieg (1945–1968)*, Wuppertal 2014, S. 101–127, hier: S. 106 f.
- 7 Vgl. *Michael Hagner*, Ernesto Grassi und die zwei Kulturen in rowohlts deutscher enzyklopädie, in: *Jahrbuch für Buch- und Bibliotheksgeschichte* 2, 2017, S. 151–171; *Jörg Döring/Sonja Lewandowski/David Oels* (Hrsg.), *rowohlts deutsche enzyklopädie. Wissenschaft im Taschenbuch 1955–68*, Hannover 2017.
- 8 *Helmut Schelsky*, *Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart. Darstellung und Deutung einer empirisch-soziologischen Tatbestandsaufnahme*, Stuttgart 1955.

tischen Milieus war, sondern ein öffentliches Gut, das allen gleichermaßen zustand.⁹ Eine Kulturgeschichte des ›besseren Arguments‹, das heißt die Sozialgeschichte der Theorie kommunikativen Handelns wird die Geschichte bundesrepublikanischer Kommunikationskultur nur als diese Erfolgsgeschichte schreiben können: als das Fortschreiten und Expandieren einer vermeintlich mit sich selbst identisch bleibenden demokratischen Praxis. Übersehen wird dabei, dass die Diskussion nicht nur alle an einen Tisch brachte, sondern gerade in ihrer typisch deutschen Spielart des ›Gesprächs‹ Differenzen erzeugte. Auch wenn sich also formal der Aufruf zur Diskursivität an alle Schichten richtete, das ›Gespräch‹ blieb historisch einer bürgerlich-humanistischen Elite vorbehalten, die sich weitgehend erst in dieser kommunikativen Praxis konstituierte. Diese Praxis, so die These des vorliegenden Aufsatzes, wurde Intellektuellen in der Nachkriegszeit zum Selbstzweck. Sie sicherte ihre *kommunikative Herrschaft*, insofern die Rhetorik des ›Gesprächs‹ zur Bedingung der Teilnahme am intellektuellen Diskurs der Nachkriegszeit überhaupt avancierte.

Damit soll intellektuelles Kommunikationsverhalten in seiner sozialen Distinktionsfunktion untersucht werden. Als Spur intellektueller Praxis nach 1945 gehört die Rhetorik des ›Gesprächs‹ ebenso zu einer Intellectual History der frühen Bundesrepublik wie Ideen, Meinungen und Wissen – womöglich noch vor ihnen, insofern Intellektuelle zwar *nicht nicht kommunizieren*, aber sehr wohl *nichts mitteilen* können. Das erste Kapitel wird daher die Frage, woran sich eine Geschichte der Intellektuellen zu orientieren habe, diskutieren. Anschließend wird die gesellschaftliche Bedeutung der Rhetorik am Beispiel des nach 1945 populären Diskurses vom »Ende der Geschichte« beleuchtet. Es folgt im dritten Abschnitt die Analyse der Rhetorik des ›Gesprächs‹ und seine Abgrenzung vom Genre ›discussion‹. Zuletzt werden die herausgearbeiteten Merkmale der Kommunikation zusammengefasst und es wird nach der Verallgemeinerungsfähigkeit des beobachteten Kommunikationsverhaltens gefragt. Geht der Typus des deutschen Nachkriegsintellektuellen auf in dem, was hier als Gesprächselite bezeichnet wird?

I. Geschichte der Intellektuellen oder Geschichte der Intellektualität?

In der deutschsprachigen Intellectual History ist die Annahme weit verbreitet, dass es ihre Wissens-, Deutungs- und Sinnangebote sind, die Intellektuelle in die Position einer gesellschaftlichen Elite bringen. Wenn Intellektuelle sprechen, so hört man ihnen zu, in der Hoffnung, aus dem Gesagten individuellen oder gesellschaftlichen Sinn ziehen zu können. Der oder die Intellektuelle tritt mit ›Informationen‹ an die Öffentlichkeit, die Menschen in ihrem Bedürfnis nach Wissen, Deutungen und Sinn begehren. Diese Minimaldefinition des Intellektuellen, die oft im Widerspruch zu der relativierenden Betonung seiner Undefinierbarkeit steht, wird von Historiker*innen zumeist mit Verweis auf den französischen Soziologen Pierre Bourdieu

9 Nina Verheyen, Diskussionslust. Eine Kulturgeschichte des »besseren Arguments« in Westdeutschland, Göttingen 2010.

vorgebracht.¹⁰ Verwunderlich ist dieser Bezug nicht, erscheinen in der gegenwärtigen Intellectual History der frühen Bundesrepublik doch nicht nur eine Reihe von bourdieuschen Vokabeln (»Doxa«, »Habitus«, »intellektuelles Feld«), sondern wird diese Forschung getragen von der These Bourdieus, dass die Macht der Intellektuellen ihr »kulturelles« oder »informationelles« Kapital bildet: »Sie [die Intellektuellen] sind als Beherrschte Teil der Herrschenden. Sie verfügen über Macht, aber diese ist beherrschte Macht, stellt, als Besitz von kulturellem – oder präziser: von informationellem – Kapital eine untergeordnete Kapitalform dar.«¹¹

Ob als Abendland-Ideologie von rechts oder als Kritik an den kapitalistischen und restaurativen Verhältnissen von links – Historiker*innen interessieren sich für die Informationen, durch die Intellektuelle wirken, nicht nur um Diskursgeschichte zu schreiben, sondern auch weil erst dieses informationelle Kapital Intellektuellen im sozialen Feld Macht verleiht. Auf die frühe Bundesrepublik scheint diese bourdieusche Schablone, intellektuelles Engagement als die Durchsetzung von Ideen im politischen Feld zu betrachten, aber nicht ohne Weiteres anwendbar. Dass circa 1950/1960 eine »geistige« Elite – wie es im Duktus der 1950er-Jahre hieß – existierte, ist kaum zu bestreiten. Nicht nur beweisen die regelmäßigen Auftritte von Intellektuellen in Hörfunk, Zeitschriften und Fernsehen diese gesellschaftliche Anerkennung, sondern ihr verhältnismäßig hohes Honorar verdeutlicht ebenfalls den gesellschaftlichen Stellenwert, den man ihnen gab. »Geistesarbeiter«¹², so bezeichneten sich Publizisten, Redakteure und Verleger, führten in der frühen Bundesrepublik – trotz aller Klagen eines »Proletariats der Intellektuellen«¹³ – mehrheitlich kein schlechtes Leben. Nicht nur der Rundfunk zahlte gut, sondern auch die öffentlichen Gesprächsforen und kulturellen Zeitschriften boten weit mehr als einen »Nebenerwerb«.¹⁴ Hinzu kam, dass für viele Intellektuelle die Möglichkeit bestand, ein und denselben Text mehrfach und in unterschiedlichen Medien zu veröffentlichen – Theodor W. Adorno, der sein Autorengelb im Rundfunk in seiner Funktion als Sprecher nochmals steigern konnte, führt diese Ökonomie intellektueller Arbeit paradigmatisch vor:

10 So etwa bei Axel Schildt, *Medien-Intellektuelle in der Bundesrepublik*, Göttingen 2020, S. 12 ff.; Ulrich Pehrn, *Deutungseliten – Wissenseiten. Zur historischen Analyse intellektueller Prozesse*, in: Karl Christian Führer/Karen Hagemann/Birthe Kundrus (Hrsg.), *Eliten im Wandel. Gesellschaftliche Führungsschichten im 19. und 20. Jahrhundert*. Für Klaus Saul zum 65. Geburtstag, Münster 2004, S. 42–69.

11 Pierre Bourdieu, *Mit den Waffen der Kritik*. Interview mit H. D. Zimmermann, in: ders., *Satz und Gegensatz. Über die Verantwortung des Intellektuellen*, Berlin 1989, S. 24–36, hier: S. 31.

12 Walter Weimann-Weyhe/Rüdiger Proske, *Die Lage der Intellektuellen in Deutschland*, in: Frankfurter Hefte 3, 1948, S. 526–541.

13 Ebd.

14 Einen Eindruck von der Höhe der Bezahlung bei öffentlichen Gesprächsveranstaltungen vermitteln Briefwechsel im Hintergrund der »Darmstädter Gespräche«: Hans Gerhard Evers streift 1952 in einem Brief an Ernst Jünger die »finanzielle Frage« und offerierte ein Honorar von mindestens 200 DM und ein Tagesgeld von 30 DM für Reise- und Lebenskosten. Vgl. Hans Gerhard Evers an Friedrich Georg Jünger, 24.6.1952, S. 2, UA Darmstadt, 303, 49. 1968 hatte sich das Honorar für ein einfaches Referat bei den »Darmstädter Gesprächen« auf 1.000 DM vervielfacht. Die Gesprächsleitung erhielt sogar 4.000 DM. Vgl. Stadtarchiv Darmstadt, Best. ST 400, 4/274.

»Die offizielle Einladung des Herrn Oberbürgermeisters erhielt ich heute. Sie werden sich vielleicht erinnern, daß wir als Honorar 500,- DM und die Aufenthaltsspesen vereinbart hatten, während er in dem Brief lediglich 400,- DM + 20,- DM Tagesgelder, Fahrtkosten und Übernachtung ansetzt. Ich wäre Ihnen herzlich dankbar, wenn Sie die materielle Seite der Angelegenheit mit der Stadt ordnen wollten. Ich darf dem vielleicht folgendes hinzufügen: da mein Vortrag in dem Buch erscheinen wird, so ist eine anderweitige Veröffentlichung ausgeschlossen (wie ich bei meinem Vortrag über Individuum und Organisation habe erfahren müssen). Dadurch entsteht mir ein recht erheblicher Verlust; für eine Arbeit wie diesen Vortrag würde ich von einer Zeitschrift wie der Neuen Rundschau oder dem MONAT 500,- DM erhalten. Erschwerend kommt dazu, daß ja das Darmstädter Gespräch vom Radio übertragen wird, so daß auch die Möglichkeit, ihn einzusprechen, mir entgeht. Gerade heute, ehe ich den Brief des Herrn Oberbürgermeisters erhielt, wollte ich Ihnen diese Dinge vortragen und Sie bitten, entweder mein Honorar auf 800,- DM zu erhöhen oder aber, falls das nicht möglich sein sollte, die Möglichkeit einer Sonderhonorierung durchs Radio zu schaffen. [...] Mein Vortrag ist übrigens bereits fertig.«¹⁵

Und trotz dieser regen intellektuellen Arbeit, den vollen Terminkalendern und vielen Reisen, die Eugen Kogon gleich zu Beginn des berühmten Rundfunkgesprächs über die »verwaltete Welt«¹⁶ mit Adorno und Max Horkheimer als Charakteristik der eigenen Zeit bestimmte, hat sich aufgrund einer Reihe von Aussagen das Bild vom Stillstand des Geistes nach 1945 in das kollektive Gedächtnis eingeschrieben: Hannah Arendt etwa konstatierte bei ihrem Besuch in Westdeutschland 1950 eine »Flucht vor der Wirklichkeit«¹⁷, die Frankfurter Hefte polemisierten gegen den »restaurative[n] Charakter der Epoche«¹⁸ und Hans Magnus Enzensberger berichtete noch 1958 von der »kleinbürgerliche[n] Hölle«¹⁹. Dieses einseitige Bild einer »bleiernen Zeit« lässt sich mit den historischen Tatsachen nur zum Teil in Einklang bringen. Tatsächlich lassen sich mit Blick auf die 1950er-Jahre Modernisierungs- und Demokratisierungsprozesse beobachten, die die intellektuelle Nachkriegsgesellschaft als »dynamische« und von »Diskussionslust« bestimmte Zeit ausweisen. Das haben einerseits die medienhistorischen Arbeiten von Axel Schildt und Monika Boll sowie die ideengeschichtlichen Forschungen von Alexander Gallus, Jens Hacke und Friedrich Kießling zeigen können.²⁰ Trotz dieser intensiven Beschäftigung tut sich aber vor allem die Ideengeschichte schwer damit, zu benennen, was die »Ide-

15 Theodor W. Adorno an Egon Vietta, 31. März 1955, Archiv der Akademie der Künste, Theodor W. Adorno Archiv, Ei 085/12. Zur Ökonomie der Vorträge bei Adorno vgl. *Michael Schwarz*, »Er redet leicht, schreibt schwer«. Theodor W. Adorno am Mikrophon, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 8, 2011, S. 286–294.

16 *Theodor W. Adorno/Max Horkheimer/Eugen Kogon*, Die verwaltete Welt oder: Die Krise des Individuums. Aufzeichnung eines Gesprächs im Hessischen Rundfunk am 4. September 1950, in: *Max Horkheimer*, Gesammelte Schriften, Bd. 13: Nachgelassene Schriften 1949–1972, Frankfurt am Main 1989, S. 121–142. Ein gutes Bild von den Klagen über die Hektik des Alltags der Frankfurter Schule vermittelt der Beitrag von *Nils Güttler/Max Stadler*, Non Stop Horkheimer, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte* 13, 2019, H. 1, S. 85–96.

17 *Hannah Arendt*, Besuch in Deutschland, Berlin 1993, S. 44.

18 *Walter Dirks*, Der restaurative Charakter der Epoche, in: *Frankfurter Hefte* 5, 1950, S. 942–954.

19 *Hans Magnus Enzensberger*, Das Plebiszit des Verbrauchers [1960], in: *ders.*, Einzelheiten I, Frankfurt am Main 1962, S. 147–168, hier: S. 168.

20 *Schildt*, Moderne Zeiten; *ders.*, Zwischen Abendland und Amerika; *Boll*, Nachtprogramm; *Alexander Gallus/Sebastian Liebold/Frank Schale* (Hrsg.), Vermessungen einer Intellectual History

en« der Nachkriegszeit eigentlich seien, vorausgesetzt man möchte nicht die Wiederholung der 1920er-Jahre postulieren²¹ oder sich auf Kunst und Kleinverlage beschränken, wo sich so etwas wie die Latenz der Revolte²² anbahnte. Ein reges Kommunikationsverhalten steht so der These einer bleiernen und schweisgsamen Ära gegenüber; hohe Honorare einem nur schwer identifizierbaren »Wissen im Nachkrieg.«²³ Doch muss es ein Widerspruch sein, sich als »Intellektueller« in einer »geistfeindlichen« Zeit behauptet zu haben? Müssen *Kommunikation* und *Schweigen*, intellektuelles Handeln und »geistige Ebbe«²⁴ einander ausschließen?²⁵

Nachkriegsintellektuelle wie Walter Dirks, Rüdiger Proske oder Gerhard Szczesny lassen sich aus verschiedenen Gründen nicht jener scheinbar überzeitlichen Wissenselite zuordnen, weil man sich bei ihnen ungemein die Frage stellt: Was war es eigentlich, was diese Elite vermitteln wollte? Was war ihr »informationelles Kapital«? Waren es ihre Visionen eines geeinten Europas und eines ideologiefreien Humanismus oder ihr Sinn für Literatur und Kunst? Es ist angesichts solch vager Bezüge und Formeln nicht ersichtlich, was sie mehr wussten als ihre Zuhörer*innen und Leser*innen – und dies ist nicht die Einschätzung des Autors, sondern eine oft vorgetragene Selbstbeschreibung jener »Geistesarbeiter« der Ära Adenauer.

Als Beispiel mögen hier die »Darmstädter Gespräche« dienen – elf öffentliche Podiumsdiskussionen, die zwischen 1950 und 1975 im hessischen Darmstadt stattfanden und mehrheitlich von einer künstlerischen Ausstellung begleitet wurden. Unter der Leitung des Kunsthistorikers Hans Gerhard Evers und durch Förderung des sozialdemokratischen Oberbürgermeisters Ludwig Engel wurde die deutschsprachige intellektuelle Elite der Nachkriegszeit – Theodor W. Adorno, Robert Jungk, Eugen Kogon, Alexander Mitscherlich oder Alfred Weber – nach Darmstadt geladen, um sich über Themen wie »Mensch und Raum«, »Mensch und Technik« oder »Der Mensch und seine Meinung« zu verständigen. Diesen humanistischen »Gesprächen« lauschten gebannt das Bürgertum, Schulklassen und Studierende; und wer in

der frühen Bundesrepublik, Göttingen 2020; *Jens Hacke*, Philosophie der Bürgerlichkeit. Die liberalkonservative Begründung der Bundesrepublik, Göttingen 2006; *Friedrich Kießling*, Die un-deutschen Deutschen. Eine ideengeschichtliche Archäologie der alten Bundesrepublik 1945–1972, Paderborn/München etc. 2012.

21 Der Rückbezug auf die Weimarer Ideenwelt steht im Vordergrund des folgenden Sammelbands: *Gallus/Schildt*, Rückblickend in die Zukunft.

22 Vgl. *Anselm Haverkamp*, Latenzzeit. Wissen im Nachkrieg, Berlin 2004. Eine Lesart des Zeitschriften- und Buchmarktes der 1950er- und frühen 1960er-Jahre mit Blick auf »1968« bei: *Philipp Felsch*, Der lange Sommer der Theorie. Geschichte einer Revolte 1960–1990, München 2015; *Moritz Neuffer*, Arbeit am Material. Die Theorie-Dokumentationen der Zeitschrift *alternative*, Berlin 2017.

23 *Haverkamp*, Latenzzeit. Vgl. *ders.*, Die Leere der fünfziger Jahre. Ein Interview mit Anselm Haverkamp. Von Juliane Rebentisch und Susanne Leeb, in: *Texte zur Kunst* 50, 2003, S. 45–53.

24 *Claus-Dieter Krohn*, Intellektuelle und Mandarine in Deutschland 1930 und 1950, in: *Gallus/Schildt*, Rückblickend in die Zukunft, S. 51–69, hier: S. 68.

25 Bereits Dirk van Laak wies darauf hin, dass man das Schweigen, von dem in der Bundesrepublik die Rede war, nicht wörtlich nehmen dürfe: Schweigen meinte zunächst ein Vermeiden und Umgehen. Vgl. *Dirk van Laak*, Gespräche in der Sicherheit des Schweigens. Carl Schmitt in der politischen Geistesgeschichte der frühen Bundesrepublik, Berlin 1993, S. 130.

Darmstadt keinen Platz fand, konnte Auszüge derselben im Hessischen Rundfunk nachhören.²⁶

Der Gewinn, den diese oft mehrtägigen Gespräche der Öffentlichkeit bescherten, war dabei nicht unmittelbar ersichtlich. So glaubten die Sprechenden, alles richtig gemacht zu haben, wenn »die Zuschauer nach Hause gehen und sagen: Die sind auch nicht klüger als wir«²⁷; und auch Psychoanalytiker wie Alexander Mitscherlich zählten sich zu den »[B]esseren«, weil sie »an den entscheidenden Punkten sage[n]: ich weiß es nicht«.²⁸ Überraschend enig waren sich Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaftler*innen in der Nachkriegszeit darin, dass es »nicht auf Antworten, sondern auf Fragen«²⁹ ankomme. Die »Darmstädter Gespräche« erhoben das Nicht-Wissen dann konsequenterweise auch zu ihrem Grundsatz: »Die Darmstädter Gespräche streben nicht nach Entscheidungen oder Lösungen.«³⁰ Folgt man der eingangs aufgestellten Definition, dass Intellektuelle einer gesellschaftlichen Elite zuzurechnen sind, weil sie Wissen, Deutungen und Sinn produzieren und diese Güter einer Allgemeinheit vermitteln, steht man zumindest mit Blick auf die Zeit zwischen 1945 und 1968 vor einem Problem: Faktisch existierte in Westdeutschland eine intellektuelle Elite, doch erhob diese das Nicht-Wissen zur Tugend. Es ist daher äußerst unwahrscheinlich, dass sich dieselbe durch klassische Wissens- und Sinnproduktion gesellschaftlich legitimierte.

Nun lassen sich mit dem intellektuellen Milieu auch andere Rollen in Verbindung bringen: Berater, Experte, Kritiker, Stichwortgeberin. Doch für die Ära Adenauer scheint kaum eine dieser Rollen zu passen: So zeigt sich frühestens in der Regierungszeit Ludwig Erhards ein politisches Interesse an der Figur des Intellektuellen als »Berater«. Auch die Sozialfigur des »Experten« – die in der Nachkriegszeit gewachsene wirtschaftswissenschaftliche Expertenkultur ausgenommen – betritt die Bühne der Geschichte erst im Zuge fortschreitender »Verwissenschaftlichung des Sozialen« und einer Umbesetzung des Planungsbegriffs in den 1960er-/1970er-

26 Zu den »Darmstädter Gesprächen« – kunsthistorisch: *Gerda Breuer* (Hrsg.), *Die Zählung der Avantgarde. Zur Rezeption der Moderne in den 50er Jahren*, Basel/Frankfurt am Main 1997; *Philipp Gutbrod*, *Baumeister versus Sedlmayr. Die Kontroverse um Kunst und Religion im ersten Darmstädter Gespräch (1950)*, in: *Kirsten Fitzke/Zita Ágota Pataki* (Hrsg.), *Kritische Wege zur Moderne. Festschrift für Dietrich Schubert*, Stuttgart 2006, S. 43–67; *Beat Wyss*, *Die Wiederkehr des Neuen*, Hamburg 2007, S. 34–58; *Regine Prange*, *Verlust, Rekonstruktion und Kritik der »Mitte«*. Das »Darmstädter Gespräch« 1950, in: *Birgit Sander* (Hrsg.), *Ersehnte Freiheit. Abstraktion in den 1950er Jahren*, Petersberg 2017, S. 23–29; medienhistorisch: *Christina von Hohenberg*, *Konsens und Krise. Eine Geschichte der westdeutschen Medienöffentlichkeit 1945–1973*, Göttingen 2006, S. 31–37; wissenschaftshistorisch: *Achim Eberspächer*, *Das Projekt Futurologie. Über Zukunft und Fortschritt in der Bundesrepublik 1952–1982*, Paderborn 2019, S. 150–164; design- und architekturhistorisch: *Gerda Breuer* (Hrsg.), *Das gute Leben. Der Deutsche Werkbund nach 1945*, Tübingen 2007.

27 Redebeitrag von *Emil Rasch*, in: *Hans Schwippert* (Hrsg.), *Mensch und Technik: Erzeugnis, Form, Gebrauch*, Darmstadt 1952, S. 57.

28 Redebeitrag von *Alexander Mitscherlich*, in: *Fritz Neumark* (Hrsg.), *Individuum und Organisation*, Darmstadt 1954, S. 56.

29 Redebeitrag von *Walter Jens*, in: *Karl Schlechta* (Hrsg.), *Angst und Hoffnung in unserer Zeit*, Darmstadt 1965, S. 136.

30 »Die fünf Grundsätze der Darmstädter Gespräche«, in: *Otto Bartning* (Hrsg.), *Mensch und Raum*, Darmstadt 1952, S. 5.

Jahren.³¹ Was die Rolle des »Kritikers« anbelangt, so waren jenseits vom Linkskatholizismus der »Frankfurter Hefte« und der Ideologiekritik der Frankfurter Schule in der Bundesrepublik kaum Stimmen zu vernehmen, welche die Tagespolitik einem ernsthaft kritischen Blick unterzogen – literarisch-künstlerische Foren wie die »Gruppe 47« schlossen derartige Debatten sogar explizit aus –; Konfrontation wurde mehrheitlich vermieden, man nahm »Abschied von der Utopie«³² und die Debatten in Feuilleton, Kulturzeitschriften und Nachtprogrammen beschränkten sich auf ästhetische Themen. Allenfalls als Stichwortgeber könnte man Personen wie Jaspers, Mitscherlich oder Arnold Gehlen begreifen, wobei die Stichworte rasch genannt wären: »Mensch«, »Masse«, »Technik« – und eben auch »Elite«.³³ Zwischen 1945 und 1968 waren Intellektuelle weder Expertinnen oder Experten für irgendetwas noch waren sie in großer Zahl »streitbare« Kritikerinnen oder Kritiker. Sie scheinen irgendwie jenseits der Macht – weder von ihr betroffen noch an ihr beteiligt.³⁴

So vermeiden Historiker*innen die »filigrane[n] scholastische[n] Diskussion[en] um sozialwissenschaftliche Theorien«³⁵, wo diese notwendig wären, um sich die Annahmen bewusst zu machen, die aus den Theorieimporten folgen. Es sei an dieser Stelle an eine Kritik Jacques Rancières erinnert, der gegen Bourdieu den entscheidenden Einwand liefert, dass auch er nur sehe, was er zu sehen erwarte, um seine Habitus-Theorie zu untermauern.³⁶ Für das Außergewöhnliche und den Sonderfall habe dieser – von dieser Kritik ausgenommen ist sicherlich der späte Bourdieu, der seit »Les règles de l'art« auch dem Spiel und dem körperlichen Widerstand Aufmerksamkeit schenkt – weder Verwendung noch ein Interesse, und auch die Intellectual History geht in diese Falle, wenn sie definiert, wer Intellektueller ist und wo die Ideengeschichte stattfindet. Sie erwartet eine spezifische Form von In-

31 *Gabriele Metzler*, Konzeptionen politischen Handelns von Adenauer bis Brandt. Politische Planung in der pluralistischen Gesellschaft, Paderborn/München etc. 2005, insb. S. 225–306; vgl. auch *Matthias Frese/Julia Paulus/Karl Teppe* (Hrsg.), Demokratisierung und gesellschaftlicher Aufbruch. Die sechziger Jahre als Wendezeit der Bundesrepublik, Paderborn/München etc. 2003; *Alexander Nützenadel*, Stunde der Ökonomen. Wissenschaft, Politik und Expertenkultur in der Bundesrepublik 1949–1974, Göttingen 2005.

32 *Paul Nolte*, Die Ordnung der deutschen Gesellschaft. Selbstentwurf und Selbstbeschreibung im 20. Jahrhundert, München 2000, S. 208.

33 Zu den Stichworten: *Björn Bühler*, Kulturkritik und Nachkriegszeit. Zur Funktionalisierung bildungsbürgerlicher Semantik in den politisch-kulturellen Zeitschriften 1945–1949, Heidelberg 2014; *Nolte*, Die Ordnung der deutschen Gesellschaft, S. 208 ff.

34 Es geht hier nicht darum, die Dichotomie von Geist und Macht zu reproduzieren. Bereits Claus Leggewie konnte für die Bundesrepublik überzeugend darlegen, dass sie nicht aufrecht zu halten ist, und sich auch »Denkfabriken« in den Dienst der Mächtigen stellen. Vgl. *Claus Leggewie*, Der Geist steht rechts. Ausflüge in die Denkfabriken der Wende, Berlin 1987. Der Typus des Nachkriegsintellektuellen bestätigt diesen Verdacht aus anderer Perspektive: Intellektuelle müssen sich im Zuge ihrer Selbstbehauptung nicht notwendig entscheiden, ob sie die Rolle des Konformisten oder Nonkonformisten übernehmen wollen, weil das »Gespräch« in einer Art Aufschub dieser Entscheidung einen »dritten Weg« eröffnet. Auch inhaltlich kreiste der Nachkriegsdiskurs um die Frage nach der Möglichkeit eines sogenannten dritten Wegs.

35 *Schildt*, Medien-Intellektuelle in der Bundesrepublik, S. 31.

36 Vgl. *Jacques Rancière*, Das Unvernehmen, Frankfurt am Main 2002; *Ruth Sonderegger*, Wie emanzipatorisch ist Habitus-Forschung? Zu Rancières Kritik an Bourdieus Theorie des Habitus, *LiTheS* 3, 2010, Nr. 3, S. 18–39.

telletualität, wo ihr ›Intellektuelle‹ begegnen, und sie interessiert sich primär für die jeweilige »Doxa« und »Botschaft« ihrer Akteure³⁷, auf die alle Praxeologie schon vor jeder Deskription hin ausgerichtet ist. »Vor allem geht es mir um Antworten«³⁸, schreibt der Historiker Alexander Gallus – eine Forschungsperspektive, die sich in einem unzweifelhaften Widerspruch zu ihrem Untersuchungsgegenstand befindet, pochten doch zahlreiche Intellektuelle der Nachkriegszeit auf Fragen, nicht auf Antworten. Es macht sich der Verdacht breit, dass hier die Wahl der Methode nach der eigenen Präferenz und nicht nach den Quellen ausgerichtet wurde. Und selbst metaphorologisch gibt sich diese theoretische Perspektive noch zu erkennen, wenn bei so prominenten Zeithistorikern wie Axel Schildt der Intellektuelle in Anlehnung an eine Metapher Zygmunt Baumanns zum »Gärtner« wird, der in das Spiel von Pflanzen, Parasiten und Wetterereignissen eingreift.³⁹ Gewiss, die Pflanze ist seine Botschaft, doch bedeutet dies, dass er kein Gärtner mehr wäre, wenn einmal nichts wächst?

Dass Intellektuelle über informationelles Kapital verfügen und es primär dieses ist, das sie zu Intellektuellen macht; dass Intellektuelle als »Deutungseliten«⁴⁰ Wissen oder Meinungen einer Öffentlichkeit zur Orientierung vermitteln; dies sind Erwartungshaltungen von Historiker*innen und nicht objektive Gegebenheiten. Die Intellectual History ist mehr und zugleich weniger als der materielle Arm der Ideengeschichte, weil nicht vorauszusetzen ist, dass Intellektuelle Ideengeschichte schreiben.⁴¹ Intellektuelle sind zunächst einmal *Medien- und Kommunikationsphänomene*, was zugleich bedeutet, dass es nicht damit getan ist, auch mediale Bedingungen in den Blick zu nehmen.⁴² Eine solche Analyse des »auch« bleibt mit der Annahme verknüpft, dass die eigentliche Arbeit das »Denken« sei.

37 Vgl. Schildt, Medien-Intellektuelle in der Bundesrepublik, S. 22 f. Ein zu einseitiger Blick auf »Intellektuelle als Produzenten und Protagonisten politischer Ideen« auch bei Harald Blohm/Walter Reese-Schäfer (Hrsg.), Die Intellektuellen und der Weltlauf. Schöpfer und Missionare politischer Ideen in den USA, Asien und Europa nach 1945, Baden-Baden 2006.

38 Alexander Gallus, Betrachtungen über die intellektuelle Gründung der Bundesrepublik, in: Benedikt Brunner/Thomas Großbölting/Klaus Große Kracht u. a. (Hrsg.), »Sagen, was ist«. Walter Dirks in den intellektuellen und politischen Konstellationen Deutschlands und Europas, Bonn 2019, S. 23–50, hier: S. 25.

39 Schildt, Medien-Intellektuelle in der Bundesrepublik, S. 46.

40 Prehn, Deutungseliten – Wissenseliten, S. 42–69.

41 Vgl. Alexander Gallus, Wie schreibt man eigentlich eine Intellectual History der Bundesrepublik? Mögliche Konstellationen und Koordinaten einer Vermessung, in: ders./Liebold/Schale, Vermessungen einer Intellectual History der frühen Bundesrepublik, S. 19–35, hier: S. 30. Interessanterweise stellt die umgekehrte Beobachtung für Gallus kein Problem dar, dann könne man Ideengeschichte scheinbar problemlos mit oder ohne Intellektuelle schreiben. Von den Intellektuellen hingegen auszugehen und zu fragen, in welchen sozialen Systemen sie auftreten, wird versäumt, weil man sie apriori als Vermittler eines »materiellen Arms« der Ideengeschichte betrachtet. Vgl. Alexander Gallus, »Intellectual history« mit Intellektuellen und ohne sie. Facetten neuerer geistesgeschichtlicher Forschung, in: HZ Bd. 288, 2009, S. 139–150.

42 Der vielversprechende Aufsatz von Andreas Ziemann, der ankündigt, »Intellektuelle als mediales Phänomen« zu begreifen, schreckt leider davor zurück, in Medialität mehr als eine notwendige Begleiterscheinung des Denkens zu sehen. Vgl. Andreas Ziemann, Vom Schreiben, Sprechen und Zeigen – intellektuelle Medienpraxis, in: Thomas Kroll/Tilman Reitz (Hrsg.), Intellektuelle in der Bundesrepublik Deutschland. Verschiebungen im politischen Feld der 1960er und 1970er Jahre, Göttingen 2013, S. 151–166.

So richtig die Forderung nach einer »Klassenanalyse der Intellektuellen« ist, man wird ihr nicht gerecht, wenn man sich auf Intellektuelle als »Geistesarbeiter« beschränkt.⁴³ Der Blick auf die frühe Bundesrepublik kann diese Kritik anschaulich machen, weil sich hier überdeutlich zeigt, dass die Ideengeschichte nicht immer dort stattfindet, wo sich Intellektuelle behaupten. In diesem spezifischen »Feld« zwischen 1945 und 1968, für das Anselm Haverkamp nicht zu Unrecht eine »Latenzzeit« diagnostiziert, lassen sich Ideen zunächst in ihrer Abwesenheit oder Latenz beobachten, sodass grundsätzlich über die Beziehung zwischen einer Geschichte der Intellektuellen und einer Geschichte der Intellektualität nachgedacht werden muss.⁴⁴ Doch die »Leere«, welche die 1950er-Jahre jenseits ihrer mythologischen Selbstthematisierungen (»Stunde Null«, »vaterlose Gesellschaft«, »Wirtschaftswunder«) in Gänze zu charakterisieren scheint, wird mit Blick auf die Sprach- und Sprechsituation erklärbar. So folgt auf das Eingeständnis der Darmstädter Redner*innen, dass es nicht »über alles andere hinaus wichtig« sei, »was wir zu sagen hätten«, die Selbstgewissheit, dass es doch auch nicht ohne Wirkung bleiben wird, dass wir das Wort ergreifen.⁴⁵

II. Die Rolle der Rhetorik nach 1945

Es fügt sich ein in das Bild, das die Ideengeschichte von der deutschen Nachkriegszeit zeichnet, dass sich das intellektuelle Handeln in der Latenz hält – oder anders formuliert: intellektuelles Handeln nichts anderes als Latenthaltung sein konnte. Wer nach der »deutschen Katastrophe« noch nicht den Stimmen der Zwischenkriegszeit glaubte, die das »Ende der Geschichte« verkündet hatten, für den plausibilisierte sich dasselbe in der bürgerlichen Angst vor der »Masse«, der man attestierte, jedes geschichtliche Subjekt vernichtet zu haben. Der Kalte Krieg erschien nur noch als das letzte Aufbäumen einer längst zu ihrem Ende gekommenen Dialektik, die im »Ende der Ideologien«⁴⁶ und im Sieg des Liberalismus münde, wie Alexandre Kojève bereits in den 1930er-Jahren resigniert und Daniel Bell 1960 euphorisch feststellten. Auf die Frage, was es in diesem »Endspiel« noch zu tun gebe, gab Ersterer schließlich 1967 – verspätet und in Gegenwart von Berliner Studierenden, die längst wieder beabsichtigten, Geschichte zu machen – den altväterlichen Rat,

43 »Ich empfehle, sich an einer weiten und neutralen Definition zu orientieren. Intellektuelle sind Leute, die hauptberuflich oder gelegentlich geistige, d. h. immaterielle Arbeit ausführen und die sich für die Resultate ihrer Arbeit, d. h. für Schriften und Werke ein Publikum suchen.« Wolfgang Eßbach, *Intellektuellensoziologie zwischen Ideengeschichte, Klassenanalyse und Selbstbefragung*, in: Kroll/Reitz, *Intellektuelle in der Bundesrepublik Deutschland*, S. 21–40, hier: S. 21.

44 Vgl. Haverkamp, *Latenzzeit*.

45 Redebeitrag von Hans Schwippert, in: Schwippert, *Mensch und Technik*, S. 83.

46 Daniel Bell, *The End of Ideology. On the Exhaustion of Political Ideas in the Fifties*, New York 1960; Alexandre Kojève, *Introduction à la lecture de Hegel. Leçons sur la Phénoménologie de l'Esprit professées de 1933 à 1939 à l'École des Hautes Études*, Paris 1947.

Altgriechisch zu lernen.⁴⁷ So wenig Kojèves eigentümlicher Vorschlag auch in das Jahr 1967 zu passen scheint, er gibt zumindest eine Vorstellung davon, woran sich intellektuelles Handeln *davor* orientierte: Sprachen lernen und vielleicht das Sprechen überhaupt, damit, auch wenn nichts mehr zu sagen bleibt, es nicht still wird.⁴⁸

Die Diagnose vom »Ende der Geschichte« ist nie ganz falsch gewesen, denn auch die politischen Verhältnisse in der Bundesrepublik deuteten zunehmend auf die Bewusstwerdung eines historischen Stillstands hin.⁴⁹ Die absolute Mehrheit der Unionsparteien 1957 und das Godesberger Programm der SPD 1959 – ein Bekenntnis zu Marktwirtschaft und westlichen Werten sowie der Bruch mit der marxistischen Tradition – legen die Vermutung nahe, dass man sich in den 1950er-Jahren nicht länger als Teil jener großen Erzählung begriff, die die Geschichtsphilosophie seit Hegel zu begreifen versucht. Zusätzlich erschwert wurde die »intellektuelle Gründung«⁵⁰ der Bundesrepublik durch den Ost-West-Konflikt, der jeden utopischen und theoretischen Geist unter Ideologieverdacht stellte. Die unter bundesrepublikanischen Intellektuellen weitverbreitete Vorstellung, dass man sich vom ideologisierten Osten als ideologiefrei abgrenzen müsse, ließ die geistes- und sozialwissenschaftliche Wissens- und Ideenproduktion stagnieren. Kritik an der »Sucht nach Weltanschauung«⁵¹ war zunächst nicht von einer Kritik an einer Wirklichkeit theoretisch erfassenden Denken zu unterscheiden.

»Keine Experimente!«, der Wahlslogan der CDU von 1957, ließe sich also auch auf das Denken der Nachkriegsepoche anwenden. Sich der »Barbarei« verdächtig gemacht, scheute es sich trotz der Konjunktur des Wortes »wieder« davor, *wieder* anzufangen. So stellt auch Adorno in der »Negativen Dialektik« süffisant fest: »Dass es geschehen konnte inmitten aller Traditionen der Philosophie, der Kunst und der aufklärenden Wissenschaften, sagt mehr als nur, dass diese, der Geist, es nicht vermochte, die Menschen zu ergreifen und zu verändern [...]. Alle Kultur nach Aussch-

47 Die Anekdote findet sich bei *Jacob Taubes*, *Ad Carl Schmitt*. Gegenstrebige Fügung, Berlin 1987, S. 24.

48 In den 1950er-Jahren dominierte die Auseinandersetzung mit der Sprache: So veröffentlichte Dolf Sternberger gemeinsam mit Gerhard Storz und Wilhelm E. Süskind zwischen 1945 und 1948 mehrere sprachkritische Artikel in »Die Wandlung«; 1947 erschien Victor Klemperers Studie über die Sprache im NS (»Lingua Tertii Imperii«, kurz: LTI); 1957 legte der Claassen-Verlag die Artikel von Sternberger, Storz und Süskind in Buchform unter dem Titel »Aus dem Wörterbuch des Unmenschen« neu auf; und 1958 machte der wertkonservative Karl Korn mit seinem Buch über »Sprache in der verwalteten Welt« auf sich aufmerksam. Gemeinsam war all diesen Schriften die vor dem Hintergrund von Nationalsozialismus und »Kulturindustrie« stattfindende Kritik am inhumanen Missbrauch von Sprache sowie die Diagnose eines Verfalls der *parole* gegenüber der *langue*.

49 Vgl. *Karl-Siegbert Rehberg*, Der doppelte Ausstieg aus der Geschichte. Thesen zu den »Eigengeschichten« der beiden deutschen Nachkriegsstaaten, in: *Gert Melville/Hans Vorgänger* (Hrsg.), *Geltungsgeschichten. Über die Stabilisierung und Legitimierung institutioneller Ordnungen*, Köln/Weimar etc. 2002, S. 319–347.

50 *Clemens Albrecht/Günter C. Behrmann/Michael Bock* u. a., Die intellektuelle Gründung der Bundesrepublik. Eine Wirkungsgeschichte der Frankfurter Schule, Frankfurt am Main/New York 1999.

51 *Raymond Aron*, *L'opium des intellectuels*, Paris 1955 (dt. Übersetzung: *Opium für Intellektuelle oder Die Sucht nach Weltanschauung*, Köln/Berlin 1957).

witz, samt der dringlichen Kritik daran, ist Müll.«⁵² Es war also naheliegend, dass sich die intellektuelle Praxis der Bundesrepublik angesichts des »Zivilisationsbruchs«⁵³ von jener Praxis der Weimarer Republik abzugrenzen hatte. Doch welches Handeln und Wissen blieb, nachdem alles Handeln und Wissen in Verruf geraten war?

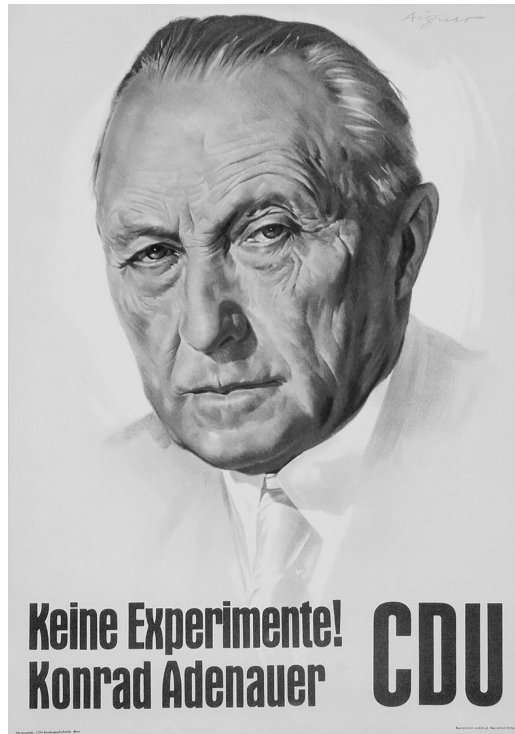


Abbildung 1: »Keine Experimente! CDU.« Wahlplakat zur 3. Bundestagswahl 15.9.1957.

Hrsg.: CDU-BGSt, Bonn. Entwurf: Paul Aigner; Objekt Signatur: 10-001-642.

Hans Blumenberg gab 1971 mit der Rhetorik eine verspätete Antwort auf diese Frage. In dem Aufsatz »Anthropologische Annäherung an die Aktualität der Rhetorik« verkündete er nicht nur etwas Philosophisch-Allgemeines über den Zusammenhang von Anthropologie und Rhetorik, sondern beschrieb – ob wissentlich oder nicht – die spezifische Problematik von Intellektuellen im Nachkriegsdeutschland: wie zu überleben sei im Angesicht eines Mangels an Evidenzen und eines Zwangs zur Handlung.

⁵² Theodor W. Adorno, *Negative Dialektik. Jargon der Eigentlichkeit*, Frankfurt am Main 2003 (zuerst 1966), S. 359.

⁵³ Dan Diner (Hrsg.), *Zivilisationsbruch. Denken nach Auschwitz*, Frankfurt am Main 1988.

Die moderne Rhetorik ist für Blumenberg nicht so sehr ein »System, um Mandate zum Handeln zu erwerben«⁵⁴, sondern sie wirbt für ihre Verzögerung. Aus dem Handlungszwang, in den die eigene Rolle gedrängt hatte, führte nur die Rhetorik heraus, die allein imstande war, das Handeln zu vertagen. Sie mobilisiert »Figuren, Pflichtübungen, obligatorische Umwege und Umständlichkeiten, Rituale, die die unmittelbare Nutzbarmachung des Menschen erschweren«⁵⁵, und ersetzt damit nicht nur temporär das Handeln, sondern sie verhindert auch das reaktive Verhalten des »Funktionärs«, den man nach 1945 nahezu einstimmig für das jüngst Vergangene verantwortlich machte.

Die Nachkriegsintellektuellen, von denen die intellektuelle Begründung der Bundesrepublik erwartet wurde – fälschlicherweise immer noch rückblickend von Historiker*innen erwartet wird –, sahen sich im Angesicht gesellschaftlicher Instabilität nicht imstande, Vergangenheit und Gegenwart zu erklären, sodass Rhetorik nicht nur als Handlungs-, sondern auch als Wissensersatz, als eine die erklärende Wirklichkeit in die Ferne rückende »Verdeckungsrhetorik«⁵⁶, neue Dringlichkeit erfuhr. In der Bundesrepublik, so resümierte rückblickend etwa Ralf Dahrendorf, standen die Menschen »ratlos vor der Gesellschaft, zu der sie selbst gehören«⁵⁷; und bereits 1962 wies derselbe darauf hin, dass es die Rhetorik des öffentlichen und wissenschaftlichen Diskurses sei, die mit ihren »freundlichen Verallgemeinerungen«⁵⁸ bestehende Konflikte verstecke. Adorno schien die Aufgabe des Intellektuellen ebenfalls nur noch negativ als Latenthaltung fassen zu können, heiße Fortschreiten nun »ja wirklich nichts anderes, als die totale Katastrophe vermeiden und verhindern«.⁵⁹ Kritik am bundesrepublikanischen Kommunikationsverhalten übte auch Helmut Schelsky 1956 gegenüber Hans Paeschke anlässlich seines Aufsatzes »Ist die Dauerreflexion institutionalisierbar?«: Die neuartige »Gesprächsmanie« sei nichts anderes als eine Form der »Verhüllung der Wirklichkeit«, so Schelsky.⁶⁰ Dass diese Kritik hier auf das Genre des »Gesprächs« zielt, bringt nun den Verdacht zutage, dass die allgemeine »Verdeckungsrhetorik« im »Gespräch« ihren legitimen Platz fand. Hier wurden die rhetorischen Techniken und Strategien humanistischer Tradition angewandt, weil mit ihnen die Erwartung verbunden war, dass Kommunikation trotz ihrer Unwahrscheinlichkeit gelingen könne. Kommunikatives Handeln ist aufgrund einer spezifisch historischen Ausgangslage – der Verlegenheit, nicht an-

54 *Hans Blumenberg*, »Anthropologische Annäherung an die Aktualität der Rhetorik« [1971], in: *ders.*, Ästhetische und metaphorologische Schriften, hrsg. v. *Anselm Haverkamp*, Frankfurt am Main 2001, S. 406–431, hier: S. 418.

55 *Blumenberg*, Anthropologische Annäherung an die Aktualität der Rhetorik, S. 422.

56 *Karl-Siegbert Rehberg*, Soziologen mit »Realitätsdrall« und die Konstituierung der Bundesrepublik Deutschland, in: *Alexander Gallus/Sebastian Liebold/Frank Schale* (Hrsg.), Vermessungen einer Intellectual History der frühen Bundesrepublik, S. 167–187, hier: S. 172. Vgl. *Rehberg*, Der doppelte Ausstieg aus der Geschichte, S. 319–347.

57 *Ralf Dahrendorf*, Gesellschaft und Demokratie in Deutschland, München 1965, S. 10.

58 *Ders.*, Soziologie und industrielle Gesellschaft, in: *ders.*, Gesellschaft und Freiheit. Zur soziologischen Analyse der Gegenwart, München 1962, S. 23.

59 *Theodor W. Adorno*, Zur Lehre von der Geschichte und von der Freiheit [1964/65], Frankfurt am Main 2006, S. 202.

60 Helmut Schelsky an Hans Paeschke, 28.11.1956, zit. nach: *Schildt*, Medien-Intellektuelle in der Bundesrepublik, S. 507.

ders handeln zu können – zur wichtigsten identitätsbildenden Praxis von Intellektuellen nach 1945 geworden. Gemeint ist ein kommunikatives Handeln, in dem sich nicht die Antworten artikulierten, die von Intellektuellen seit Émile Zola erwartet werden, sondern die rhetorischen Entschuldigungen, mittels derer man das Antworten vertagte.

Als pointiertes Beispiel hierfür steht womöglich der Diskurs um »Elite« und »Masse« selbst, der sich nach 1945 kaum auf empirische Forschungen berufen konnte und sich zunächst einmal rhetorisch legitimieren musste. Was »Vermassung« war und nach welchen Regeln sie erfolgte – bereits diese Frage zu beantworten, war aus massenphilosophischer Perspektive problematisch, weil man das Denken in Gesetzen als antiindividuell diffamiert hatte.⁶¹ Es ist daher kein Zufall, dass die Philosophen der »Masse« – wie etwa Ortega y Gasset – zugleich als grandiose Rhetoriker gefeiert wurden, doch musste ihre Philosophie, um konsistent zu bleiben, einer gesetzmäßigen Analyse dieses sozialen Phänomens ausweichen. Als Weiteres kam eine Angst vor politischen Theorieeffekten hinzu, insofern man Theorien der Masse, wie etwa die Massenpsychologie Gustave Le Bons, in der Nachkriegszeit unter den prinzipiellen Verdacht stellte, theoretisch vorbereitet zu haben, was Hitler nur in die Tat umsetzte.⁶² Doch auch die prominente Rhetorik über Massen blieb nicht folgenlos und konnte massenartiges Verhalten hervorrufen. Alexander Mitscherlich brachte das damit einhergehende Paradox in einer Anekdote anschaulich zum Ausdruck: »Politische Großversammlung, die Arena gefüllt bis zum letzten Platz, ein Teppich von Menschen und Gesichtern in den aufsteigenden Reihen, der Redner in vollem Zug. Er sagt ›Die Vermassung ist an allem schuld.‹ Orkanartiger Applaus.«⁶³

Dass diese intellektuelle Faszination für die »Masse« nicht abbrach, als in der zweiten Hälfte der 1950er-Jahre mit Schelskys »nivellierter Mittelstandsgesellschaft« oder Peter R. Hofstätters »Gruppendynamik« Arbeiten erschienen, die diesen Begriff in empirischer Forschung fundamental infrage stellten, zeigt nicht nur, dass dieser ganze Diskurs ohne Evidenzen auskam, sondern er sich auch rhetorisch vor den gewonnenen Evidenzen zu verschließen vermochte.⁶⁴ Zu sehr war auch die intellektuelle Elite mit dem alten Masse-Begriff verbunden, hatte sie sich in Abgrenzung zu ihr konstituiert. Die Rhetorik fungierte folglich als Strategie, die es Intellektuellen aus einem primär identitätspolitischen Motiv heraus ermöglichte, eine Differenz aufrechtzuerhalten, als diese bereits wissenschaftlich infrage gestellt war. Etwas, das übrigens ebenso für die Rhetorik als sich selbst erhaltende (das heißt

61 Vgl. Paul Reiwald, *Vom Geist der Masse*. Handbuch der Massenpsychologie, Zürich 1946, S. 20.

62 Vgl. Hildegard von Kotze/Helmut Krausnick, *Es spricht der Führer*. 7 exemplarische Hitler-Reden, Gütersloh 1966; Alfred Stein, *Adolf Hitler und Gustave Le Bon*. Der Meister der Massenbewegung und sein Lehrer, in: GWU 6, 1955, S. 362–368.

63 Institut für Sozialforschung, *Soziologische Exkurse*. Nach Vorträgen und Diskussionen, Frankfurt am Main 1956, S. 70, zit. nach: Schildt, *Medien-Intellektuelle in der Bundesrepublik*, S. 454.

64 Schelsky, *Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart*; Peter R. Hofstätter, *Gruppendynamik*. Die Kritik der Massenpsychologie, Hamburg 1957. Vgl. Axel Schildt, »Massengesellschaft« und »Nivellierte Mittelschicht«. Zeitgenössische Deutungen der westdeutschen Gesellschaft im Wiederaufbau der 1950er Jahre, in: *Führer/Hagemann/Kundrus*, *Eliten im Wandel*, S. 198–213.

rhetorisch erhaltende) Disziplin gilt, wie der Wissenschaftshistoriker Michael Cahn feststellte.⁶⁵

Es scheint also angemessen, der Rhetorik als dem »Inbegriff von Schwierigkeiten mit der Wirklichkeit«⁶⁶ im Nachkriegsdeutschland eine umfassende Kompensationsfunktion zuzusprechen: eine verdeckende und verhüllende, eine Kommunikation und ihre Anschlussfähigkeit fördernde sowie zuletzt die identitätsbildende einer humanistisch-intellektuellen Elite. Diese hatte sich nach 1945 im Zeichen von Reeducation und Demokratisierung als *Gesprächselite* herausgebildet, insofern die überlieferten rhetorischen Techniken und Strategien im »Gespräch« den Ort ihrer Verwirklichung fanden.

III. »Gespräch« statt »discussion«

Eine Gesprächskultur musste sich in der Bundesrepublik zuallererst behaupten – nicht nur, weil weiterhin eine »autoritäre Persönlichkeit«⁶⁷ entgegen allen Zäsuren in der Gesellschaft ihr Unwesen trieb und es wieder aufkommen ließ, dass blinde Gefolgschaft dem Dialog vorgezogen wurde, sondern auch, weil dem »Gespräch« eine Diskussionskultur als Konkurrenz gegenüberstand. »Gespräch« und »discussion« waren unterschiedliche Antworten auf die nach 1945 offene Frage, wie ein Zusammenleben nach Krieg und Holocaust gelingen könne. Während die »discussion« eher auf eine breite Beteiligung der Bevölkerung baute und sich zum Ziel setzte, Hierarchien in der kommunikativen Begegnung aufzuheben, sollte das »Gespräch« den wenigen vorbehalten sein und die vermeintlich negativen Nivellierungseffekte einer Demokratie durch Einführung *kommunikativer Herrschaft* begrenzen.⁶⁸ Die Angst der Intellektuellen, bald nur noch unter vielen das Wort ergreifen zu dürfen, findet sich zuvorderst in der Medien- und Massenkritik der 1950er-Jahre. So beklagte etwa Alfred Andersch in einem Feature des Nachtprogramms über die »europäische Avantgarde«, dass die 30 bis 50 Millionen, denen »keine fünftausend wirklich Gebildete« gegenüberstünden, heute »in allem und jedem mitzureden« hätten.⁶⁹ Diesen »uferlose[n]« und »unsinnigen Diskussionen« müsse man als das andere Extrem

65 Michael Cahn, *Kunst der Überlistung. Studien zur Wissenschaftsgeschichte der Rhetorik*, München 1984.

66 Blumenberg, *Anthropologische Annäherung an die Aktualität der Rhetorik*, S. 429.

67 Theodor W. Adorno/Else Frenkel-Brunswik/Daniel J. Levinson u. a., *The Authoritarian Personality*, New York 1950; vgl. Gabriel Almonds/Sidney Verba, *Civic Culture. Political Attitudes and Democracy in Five Nations*, Princeton 1963.

68 Zur Unterscheidung von Gespräch und Diskussion: Simon Meier, *Gesprächsideale. Normative Gesprächsreflexion im 20. Jahrhundert*, Berlin 2013. Unter kommunikativer Herrschaft verstehe ich die systematische Ausbeutung von Asymmetrien innerhalb von Kommunikationszusammenhängen.

69 Alfred Andersch, *Europäische Avantgarde*, gesendet am 18.8.1949, zit. nach Schildt, *Zwischen Abendland und Amerika*, S. 94.

des »widerspruchslosen Gehorsams« zu Leibe rücken, kritisierte Walter Dirks.⁷⁰ Und auch Theodor W. Adorno kommentierte in der »Minima Moralia« die voranschreitende Pseudo-Demokratisierung hoher Dialektik in kapitalistischen Gesellschaften mit den Worten: »Im allumgreifenden System wird Gespräch zur Bauchrednerei.«⁷¹ Für den »Strukturwandel der Öffentlichkeit«, der zunächst im Zeichen amerikanischer Reeducation erfolgte, fanden die großen Nachkriegsintellektuellen also zunächst wenig positive Worte und selbst die antiautoritär eingestellte Frankfurter Schule begrüßte ihre neue Rolle einer »wirklich heilsamen Autorität«, wie Adorno 1953 in einem Brief an Max Horkheimer bemerkte.⁷² Während das Entstehen dieser von Intellektuellen aller Lager kritisierten bundesrepublikanischen Diskussionskultur ausführlich untersucht wurde, hat sich die historische Forschung mit den von Vermassungsängsten genährten Versuchen ihrer demokratischen Begrenzung und deutsch-humanistischen Aneignung bisher nicht befasst. Dies darf verwundern, weil sich nahezu die gesamte intellektuelle Praxis der Weimarer »Mandarine« nach 1945 als ein solcher Versuch lesen lässt. Diese bundesrepublikanischen Intellektuellen der ersten Generation hielten einen Partizipationsprozess zurück, weil sie fürchteten, dass das Gespräch unter den Bedingungen von Massenkultur und Demokratie nicht nur seinen Charakter ändern, sondern sie auch nicht länger als Autoritäten dieser Gesprächskultur fungieren würden.

Dass der Begriff des »Gesprächs« aufs Engste mit einem aristokratischen und elitären Verständnis verbunden war, wird bereits in den Texten Martin Bubers ersichtlich, der die exklusive gesellschaftliche Position des »Gesprächs« auch in der Bundesrepublik unverändert einforderte. In mehreren Essays trennt er das »echte« Gespräch scharf ab von jenem »Hörstück«, das vor Publikum aufgeführt werde.⁷³ Wo immer er von Wahrhaftigkeit des Gesprächs spricht, ist klar, dass von dieser Praxis die sogenannte Masse ausgeschlossen wird. Ein »echtes« Gespräch konnte für Buber nicht zwischen jenen Pseudo-Individualitäten stattfinden, die voll und ganz in der Massengesellschaft aufgegangen waren, weil auch für ihn der Massenmensch eine entfremdete Existenzform darstellte.

Anschluss fand diese Gesprächsphilosophie in den 1950er-Jahren unter anderem bei Walter Dirks, einem eifrigen Leser Bubers, der 1953 in einem Rundfunkvortrag auf ähnliche Weise den Unterschied zwischen Diskussion und Gespräch betonte: »Die großartigsten Diskussionen sind die, die ins Gespräch hineinführen, in die differenzierte Übereinstimmung, in den Einklang verschiedener Klänge. Manchmal

70 Walter Dirks, Sinn und Unsinn der Diskussion [1953], in: *ders.*, Die unvollendete Aufklärung. Aufsätze zu Kultur und Bildung, hrsg. v. Fritz Boll/Ulrich Bröckling/Karl Prümm, Zürich 1991, S. 245–251, hier: S. 245.

71 Theodor W. Adorno, Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben, Frankfurt am Main 2003 (zuerst 1951).

72 Theodor W. Adorno an Max Horkheimer, 28.9.1953, Universitätsbibliothek Archiv Frankfurt, Na 1, 508.

73 So zum Beispiel in Martin Buber, Elemente des Zwischenmenschlichen, in: Merkur 8, 1954, Nr. 72, S. 112–127, hier: S. 127. Vgl. Friedrich Kießling, »Gesprächsdemokraten«. Walter Dirks' und Eugen Kogons Demokratie- und Pluralismusbegründung in der frühen Bundesrepublik, in: *Galus/Schildt*, Rückblickend in die Zukunft, S. 385–412, hier: S. 393 f.

durchmessen Menschen, die reif und wahr genug dazu sind, den ganzen Weg aus dem Streit über die Diskussion ins Gespräch.«⁷⁴

Deutlich zeigt sich hier ein hierarchisches Stufenmodell, auf dem Intellektuelle die bundesrepublikanische Gesprächskultur – nun keineswegs mehr in der Sicherheit des Schweigens – aufzubauen hofften; deutlich zeigt sich die humanistische Umcodierung einer Reeducation-Maßnahme. Das Gespräch sei die »höchste Form des mitmenschlichen Lebens« und werde als solche nur »manchmal« und nur von manchen Menschen erreicht.⁷⁵ Oder wie Dirks es in Übereinstimmung mit Eugen Kogon an anderer Stelle formulierte: Nur der »Persönlichkeit« öffnet sich das »Gespräch«.⁷⁶

Die Qualitäten einer solchen Person standen ganz in Übereinstimmung mit den von Morten Reitmayer als zentral herausgearbeiteten Merkmalen von Eliten in der frühen Bundesrepublik: Autonomie, Reflexionsvermögen, Urteilsfähigkeit und Verantwortungsbewusstsein.⁷⁷ Dass allen voran die Vorstellung verbreitet war, einem »Gespräch« müsse »Autonomie« zugrunde liegen, wird durch eine Reihe von Gesprächsregeln verdeutlicht. Man solle auf Manuskripte und Mikrofone verzichten und in der Wahl der Wörter stets »Eigentlichkeit« suchen. Regeln wie diese sollten Unmittelbarkeit erzeugen; gewährleisten, dass die Menschen selbst sprechen und nicht irgendwelche »Apparate« durch sie hindurch. Oberste Priorität hatte dabei das freie Sprechen, das von Gesprächsleitungen und Gesprächspartner*innen iterativ eingefordert wurde: »Am liebsten sind mir die Herren ohne Zettel«⁷⁸, so Otto Bartning beim dritten »Darmstädter Gespräch«. Und auch Adorno stellte gegenüber dem Sendeleiter vom NDR mit Blick auf einige Rundfunk-Gespräche fest: »Immer wieder mache ich die Erfahrung, daß solche Gespräche um so besser gelingen, je weniger man sie vorbereitet; sonst verlieren sie gerade das, was ein Gespräch zu einem macht.«⁷⁹ Und was ein »Gespräch« zu einem solchen macht, ist eben das *Persönliche*, das sich nicht im Manuskript, sondern erst in der »lebendigen« Rede zeigt. In der freien Rede erfuhren »Person« und »Persönlichkeit« ihre Existenzbedingung – zeitgemäße und vor allem humanistisch-deutsche Spielarten des Elitebegriffs, insofern auch frei zu reden geübt sein musste. Die historische Wirklichkeit zeigte schnell, dass es nicht nur ein ungleich verteiltes Startkapital an »Persönlichkeit« gab – bessere und schlechtere Redner*innen –, sondern das Konzept der »Person«

74 Dirks, Sinn und Unsinn der Diskussion, S. 251.

75 Ebd., S. 250 f.

76 Vgl. Kießling, »Gesprächsdemokraten«, S. 395 ff.

77 Morten Reitmayer, Elite. Sozialgeschichte einer politisch-gesellschaftlichen Idee in der frühen Bundesrepublik, München 2009.

78 Redebeitrag von Otto Bartning, in: Schwippert, Mensch und Technik, S. 94. Beim Gespräch von 1958 äußerte sich der Ingenieurwissenschaftler Karl Marguerre wie folgt: »Und weiterhin bin ich der Meinung, daß man niemals bei solch einer Gelegenheit ein vorbereitetes Manuskript wörtlich ablesen darf. [Beifall] Das freie Sprechen, meine verehrten Hörer, ist etwas, was die Voraussetzung für das Gespräch ist. Das Publikum sowohl wie die Anwesenden hier am Tische werden nur angesprochen, wenn eben gesprochen wird und nicht gelesen. [Beifall]« Redebeitrag von Karl Marguerre, in: Erich Franzen (Hrsg.), Ist der Mensch messbar?, Darmstadt 1959, S. 181.

79 Theodor W. Adorno an Samuel Bächli (NDR), 7.10.1965, zit. nach: Schwarz, »Er redet leicht, schreibt schwer«, S. 292.

notwendig den Massenmensch als ›Unperson‹ voraussetzte und reproduzieren musste. Person war, wer sich souverän in der Medienflut der Gegenwart vom Demos abhob.⁸⁰

»Das menschliche Leben ist [...] die Erfindung einer Persönlichkeit«⁸¹, so schrieb auch Ortega y Gasset in seinem berühmten Werk »Aufstand der Massen«.⁸² Wie dieses Buch erst nach 1945 zum Bestseller werden sollte, wurde auch Ortega erst in der frühen Bundesrepublik zum gefragten Redner. Als solcher schaffte er es immer wieder, seine Zuhörer*innen in den Bann zu ziehen, wie auch 1951 beim zweiten »Darmstädter Gespräch«, das sich explizit dem Thema »Mensch und Raum« widmete. Ortega, dem hier neben Martin Heidegger das Hauptreferat zufiel, traf den ›feuchtfrohlichen‹ Tonfall der 1950er-Jahre, wie der Protokollband in der über zehn Mal notierten Reaktion »Lachen« vermerkt. Mit der »Lässigkeit des Toreros«⁸³, wie der »Darmstädter Echo« 1953 formulierte, gewann er die ›Masse‹, siegte über die »tausendköpfige Menschenhydra«⁸⁴, als welche »Der Monat« das Publikum von 1955 bezeichnete (Abbildung 2).



Abbildung 2: Darmstädter Gespräch, Individuum und Organisation 1953, Otto Berndt-Halle. StadtA DA, Best. 53, 11453. Fotograf: Pit Ludwig.

80 Vgl. Schildt, Medien-Intellektuelle in der Bundesrepublik, S. 502 f.

81 José Ortega y Gasset, Ein Wort zuvor an meine deutschen Leser [1934], in: ders., Der Aufstand der Massen, Berlin/Darmstadt 1960 (zuerst span. 1929, dtsh. 1931), S. 7–64, hier: S. 28.

82 José Ortega y Gasset, Der Aufstand der Massen, Reinbek 1956.

83 O. V., Der Mensch und die Leute. Ortega y Gasset in der Arena der Meinungen, in: Darmstädter Echo, 28.9.1953, S. 3.

84 Hellmut Jaesrich, Kein Gespräch in Darmstadt, in: Der Monat 7, 1955, Nr. 81, S. 265–269, hier: S. 266.

Die Mehrheit der Deutschen konnte sich in den 1950er-Jahren also noch immer für die Stimmgewalt von Redner*innen faszinieren. Trotz des Wissens um die manipulative Fähigkeit der Stimme war die von Hitler und der NSDAP mobilisierte Phonozentrik auch nach 1945 ungebrochen. Zwar zielten die Maßnahmen der Reeducation und Reorientation nicht zuletzt auf eine ›Umschulung‹ des Sprechens – vor allem Sprecher*innen im Rundfunk hatten sich einem gewissen Affektregime zu unterwerfen –, doch lag die besagte Kontinuität weniger in einem Sprech- als in einem Hörverhalten.⁸⁵ Nicht das Fortwirken der Stimmen der Nationalsozialisten ist gemeint – sie existierten natürlich auch –, sondern die Bereitschaft, sich mit demselben Enthusiasmus den Stimmen der Nachkriegszeit hinzugeben. Der Begriff des ›Gesprächs‹ und seine permanente Anrufung und Abgrenzung gegenüber einem Schweigen und Monologisieren im Nationalsozialismus überdecken diese rezeptionstheoretische Kontinuität.

Die sprachliche Verführbarkeit der Deutschen spielte nicht nur aristokratischen Lebemännern wie Ortega oder ontologischen Charismatikern wie Heidegger in die Karten – Letzterer aktualisierte in einer speziellen Mixtur von Plebiszitärem und Elitärem jenen »Jargon der Eigentlichkeit« für die Nachkriegsgesellschaft –, sondern unwillentlich auch jene »Gesprächsdemokraten«, die sich in der Verführung des Publikums ihrer demokratischen Führungsrolle – und eben auch ihrer Persönlichkeit – vergewisserten.⁸⁶ Axel Schildt hat darauf hingewiesen, dass nicht nur Rechtsintellektuelle das Primat von »Persönlichkeit« und »Charakter« hervorhoben, sondern dem postfaschistischen Elitedenken um 1950 überhaupt das Muster von Führer und Gefolgschaft zugrunde lag.⁸⁷ Seine treffende Diagnose wäre dahin gehend zu ergänzen, dass es sich hierbei nicht nur um Konzeptuelles und Gedachtes handelt, sondern um reale, im intellektuellen Kommunikationszusammenhang der Nachkriegszeit ablesbare Beziehungen. Alexander Mitscherlich, der seinen Verlegern bereits 1946 ein Buch über Massenpsychologie ankündigte, versuchte dort, wo er öffentlich sprach, dem Publikum mehrmals diese Verführbarkeit vorzuführen.⁸⁸

»Jetzt nehmen Sie es mir nicht übel, ich muß etwas Aggressives sagen, es ist heute z. B. auf die entgegengesetzten Thesen mit dem gleichen Beifall geantwortet worden. Das stellt mich vor die Frage, daß man offenbar eine massenpsychologische Situation ungeheuer leicht erzeugen kann, ein momentaner Affekt wird erweckt und wird sofort umgesetzt. Das ist aber nicht ein Kennzeichen kollektiver Herdenhaftigkeit, sondern das scheint mir erst einmal

85 Cornelia Epping-Jäger, Lautsprecher-Passagen. Zu den Umbauten eines Dispositivs der Massenkommunikation vor und nach 1945, in: *Irmela Schneider/Cornelia Epping-Jäger* (Hrsg.), *Formationen der Mediennutzung III. Dispositive Ordnungen im Umbau*, Bielefeld 2008, S. 17–41.

86 Zu Ortega y Gasset: *Birgit Aschmann*, Der Kult um den massenphobischen spanischen Geistesaristokraten Ortega y Gasset in den 1950er Jahren, in: *Axel Schildt* (Hrsg.), *Von draußen. Ausländische intellektuelle Einflüsse in der Bundesrepublik bis 1990*, Göttingen 2016, S. 28–55. Zu Heidegger: *Thomas Rohrerkrämer*, Martin Heidegger. Eine politische Biographie, Paderborn 2020, S. 163 ff.; *Adorno*, Negative Dialektik. Jargon der Eigentlichkeit, insb. S. 417; vgl. *Wolfgang von Einsiedel*, Neues Professoren-Deutsch, in: *Merkur* 6, 1952, Nr. 57, S. 1080–1084. Zum Begriff »Gesprächsdemokraten«: *Kießling*, »Gesprächsdemokraten«, S. 385–412.

87 *Schildt*, Medien-Intellektuelle in der Bundesrepublik, S. 311; vgl. *van Laak*, Gespräche in der Sicherheit des Schweigens, S. 105 ff.

darauf hinzuweisen, daß wir uns alle dann, wenn wir nicht mehr wirklich durchschauen, wenn wir nicht mehr sicher sind, uns von Affekten davontreiben lassen.«⁸⁹

Der widersprüchliche Applaus des Publikums wird durch affektgeleitetes Handeln erklärt. Und auch bei seiner zweiten Teilnahme an einem »Darmstädter Gespräch« 1953 wies Mitscherlich darauf hin, dass man Pauschaldefinitionen wie »der Psychologe« nicht zulassen könne. Wenn das Publikum dies täte, würde es sich »augenblicklich [...] in eine Masse verwandeln«, und er fügte hinzu: »Das wollen Sie wahrscheinlich nicht.«⁹⁰

Belehrungen wie die Mitscherlichs hatten nur selten einen emanzipatorischen Effekt, legitimierten sie doch eher den Ausschluss jener sich »massenhaft« Verhaltenden vom »Gespräch« und reproduzierten die Asymmetrie der rhetorischen Situation. Deutlich sichtbar wurde die Exklusion des Publikums bei Podiumsgesprächen, die den Unterschied des Niveaus bereits architektonisch zum Ausdruck brachten. Aber auch verbal wies man darauf hin, welche Rolle die Zuhörerschaft zu spielen hatte: Beim »Darmstädter Gespräch« von 1960 etwa lobte Eugen Kogon sie dafür, sich »mit einer außerordentlichen Geduld – passiv sozusagen, nur gedanklich aktiv – beteiligt«⁹¹ zu haben, und 1963 hieß es dann relativ deutlich: »Sie [das Publikum] sind zum Schweigen verurteilt; auch dann, wenn Ihnen Kopf und Herz brennen sollten.«⁹² Das humanistische »Gespräch«, das das Konzept einer »Masse« voraussetzen schien, führte in seiner Dialektik von Emanzipation und Verführbarkeit Risiken der Entmenschlichung mit sich.

In die Gegensätze von Sprechenden und Hörenden, von Unverführbaren und Verführbaren reiht sich der von Elite-Gesicht und Masse-Gesicht ein. Etymologisch kommt *Persona* von Maske, von Gesicht, sodass es nicht überrascht, wenn das »Gespräch« als Stätte *persönlicher* Entfaltung zur »Maskerade« wird. Maskiert wird bei den großen öffentlichen Gesprächsveranstaltungen, wie denen in Darmstadt oder Köln, zunächst mit Worten. »Gestatten Sie«, »Darf ich«, »Wenn ich mich zu dem Gespräch äußern darf« – Höflichkeitsformeln wie diese fanden sich zahlreich und sollten der gesellschaftlichen Reaktions- und Explosionsfreudigkeit entgegenwirken, die man nach den jüngsten Erfahrungen unbedingt vermeiden wollte.⁹³ Die Masse kenne keine Höflichkeit, wie es nicht nur bei Ortega hieß, sondern auch bei Adorno, der in der »Minima Moralia« mehrmals über das Erscheinen von »Takt« und »Höflichkeit« als neuerdings anachronistische Tugenden klagte.⁹⁴ Beim achten »Darmstädter Gespräch« 1963 ging der Diskussionsleiter Karl Schlechta sogar so weit, das »Gespräch« überhaupt als »Akt intellektueller Höflichkeit« und »echtes humanum«

88 Zur Massenpsychologie Mitscherlichs vgl. Tobias Freimüller, Alexander Mitscherlich, Gesellschaftsdiagnosen und Psychoanalyse nach Hitler, Göttingen 2007, S. 233–244.

89 Redebeitrag von Alexander Mitscherlich, in: Hans Gerhard Evers (Hrsg.), Das Menschenbild in unserer Zeit, Darmstadt 1951, S. 106.

90 Redebeitrag von Alexander Mitscherlich, in: Neumark, Individuum und Organisation, S. 131.

91 Redebeitrag von Eugen Kogon, in: ders. (Hrsg.), Der Mensch und seine Meinung, Darmstadt 1961, S. 230.

92 Redebeitrag von Karl Schlechta, in: ders., Angst und Hoffnung in unserer Zeit, S. 10.

93 So zum Beispiel in Evers, Das Menschenbild in unserer Zeit, S. 108 f.

94 Adorno, Minima Moralia, insb. S. 38–41.

von einem Organ der Kompromiss- und Entscheidungsfindung abzugrenzen.⁹⁵ Hier tritt noch einmal deutlich das Konkurrenzverhältnis zur amerikanischen ›discussion‹ zutage, die eben genau dieses Andere sein wollte: eine auf ein Ergebnis hin orientierte Diskussion. Das öffentliche ›Gespräch‹ der frühen Bundesrepublik hingegen ist durchsetzt mit rhetorischen Techniken und Strategien, die gerade die Vermeidung von Ergebnissen zum Ziel haben. Sie vermitteln formal inhaltliche Differenzen und führen jenen von Dirks beschworenen »Einklang verschiedener Klänge«⁹⁶ herbei. Diese rhetorische Fassade formte nicht nur den Gesprächsintellektuellen, sondern schützte auch davor, dass zu viel an Inhalt ins ›Gespräch‹ hineinkam. Als Folge einer neurotischen Skepsis – mehr als nur Schelskys »skeptische Generation«⁹⁷ –, die dem eigenen und fremden Wort misstraut, erging sich das ›Gespräch‹ in Relativierungen und Reflexionen. Die hier bereits mit einem Zitat Dahrendorfs angesprochene Nachkriegsstrategie der Latenthaltung von Konflikten zeitigte sich im Gewand der ›Bürgerlichkeit‹ als leere Formensprache.⁹⁸

Nicht nur Konflikte des Meinens und Wissens darüber, was »Mensch« oder »Technik« seien, wurden im ›Gespräch‹ umgangen, sondern auch die eigene SS-Vergangenheit, die in Gegenwart der ehemals Verfolgten Zündstoff gewesen wäre, aus beiderseitiger ›Höflichkeit‹ verschwiegen. Der Fall »Jauß« und die Gruppe »Poetik und Hermeneutik« scheinen angesichts der ideologischen Verstrickungen des Darmstädter *spiritus rector* Hans Gerhard Evers als nur mehr bekannteste Fälle eines allgemeineren »kommunikativen Beschweigens«.⁹⁹ Nicht nur hatte sich Letzterer in seiner Tätigkeit für den »Kunstschutz« in Frankreich und Italien ebenso verdächtig gemacht, sondern die »Stunde Null« gleichermaßen genutzt, um sich dem ›Gespräch‹ zuzuwenden. Den Nachkriegsversuchen der Persönlichkeitsbildung geht damit nicht nur die als Entpersonalisierung empfundene Kriegserfahrung voraus, sondern scheint das Konzept der Persönlichkeit geradewegs die integrale Abkehr von früheren Lebensentwürfen zu ermöglichen. Persönlichkeit ist, wer sich sein Verfehlen und Scheitern eingesteht und diese Vergangenheit ruhen lässt. Diese als Tugend geadelte Verdrängungsleistung macht es möglich, dass sich unbescholten hinter der schönen Maske des Rhetors die Fratze des Krieges und das Schweigen über ihn verbergen.¹⁰⁰

95 Redebeitrag von *Karl Schlechta*, in: *ders.*, Angst und Hoffnung in unserer Zeit, S. 10.

96 *Dirks*, Sinn und Unsinn der Diskussion, S. 251.

97 *Helmut Schelsky*, Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend, Düsseldorf 1957.

98 Vgl. *Ulrike Jureit*, »Höflichkeit ist erfolgreicher als Gewalt«. Vom geregelten Miteinander im frühen Nachkriegsdeutschland, in: *Führer/Hagemann/Kundrus*, Eliten im Wandel, S. 214–230; van *Laak*, Gespräche in der Sicherheit des Schweigens, S. 110.

99 Zum Fall »Jauß« vgl. *Jens Westemeier*, Hans Robert Jauss. Jugend, Krieg und Internierung, Konstanz 2016; *Ottmar Ette*, Der Fall Jauss. Wege des Verstehens in eine Zukunft der Philologie, Berlin 2016. Zur Biografie Evers vgl. *Christian Fuhrmeister*, Optionen, Kompromisse und Karrieren. Überlegungen zu den Münchener Privatdozenten Hans Gerhard Evers, Harald Keller und Oskar Schürer, in: *Nikola Doll/Christian Fuhrmeister/Michael H. Sprenger* (Hrsg.), Kunstgeschichte im Nationalsozialismus. Beiträge zur Geschichte einer Wissenschaft zwischen 1930 und 1950, Weimar 2005, S. 219–242. Der Begriff des »kommunikativen Beschweigens« bei *Hermann Lübke*, Vom Parteigenossen zum Bundesbürger. Über beschwiegene und historisierte Vergangenheiten, Paderborn/München 2007.

100 Vgl. van *Laak*, Gespräche in der Sicherheit des Schweigens, insb. S. 118.

An dieser Stelle ist es kaum mehr möglich, die Rede von Gesicht und Maske allein metaphorisch zu nehmen. Denn nicht nur aus Worten bestand die Rhetorik dieser Gesprächselite, auch Verhaltensweisen wurden zur Voraussetzung gelungener dialogischer Kommunikation: von einfachen Rednergesten über das freie Sprechen bis hin zum Zeigen des eigenen physischen Gesichts, des In-die-Augen-Schauens. Exemplarisch zusammengeführt hat derartige Verhaltensweisen eine Collage vom ersten »Darmstädter Gespräch« 1950 (Abbildung 3) – darunter Hans Sedlmayrs ciceronische Rednergeste und Gustav Friedrich Hartlaubs Haare-Sträuben. Vor allem aber scheint im »Gespräch« die nach 1945 gewonnene Fazialität einer Gesellschaft Ausdruck zu finden, die nicht länger hinter einem Führer-Gesicht verschwindet. Doch keinesfalls war es nun die Gesellschaft als Ganzes, die ihr Gesicht der Öffentlichkeit präsentierte, sondern ausgewählte individuelle Gesichter, die der gesichtslosen Masse gegenüberstanden. Während auch der politische Diskurs in den ersten Jahren der Bundesrepublik noch eigenartig gesichtslos blieb, waren es gerade die Intellektuellen der Nachkriegszeit, die im »Gespräch« auf Sichtbarkeit beharrten. Menschliche Kommunikation erweise sich erst mit »echtem Gegenüber« als solche. Nur hier könne sich die ethische Beziehung zwischen Ich und Du einstellen, von der man annahm, dass ihr Fehlen den Holocaust ermöglicht hatte. Ein richtiges Gespräch zu führen, bedeutete also, wie der Diskussionsleiter der »Darmstädter Gespräche« Hans Gerhard Evers bemerkte, »daß wir einander anschauen und miteinander sprechen«.¹⁰¹ Dass dieses »Anschauen« in der neuen Medienlandschaft der Nachkriegszeit nicht immer einlösbar erschien, war bei »Gesprächen« wie den Darmstädtern selbst immer wieder Thema: Man war davon überzeugt, dass dasselbe nicht zustande kommen könne, wenn statt in ein Gesicht in eine Kamera gesprochen werde. »[D]er Mann auf dem Schirm ist ohne echtes Gegenüber. Von der vielgerühmten Intimität der Bildwirkung spürt der ferngesehene Mensch selber durchaus gar nichts: wie sollte er auch, da er doch zwanzig Leuten im Studio gegenüber sitzt, die mit Apparaten auf ihn zielen?«¹⁰²

Selbst der Rundfunk sah sich von konservativeren Intellektuellen wie Martin Buber dieser Kritik ausgesetzt.¹⁰³ Dennoch scheint es gerade seine Bildlosigkeit gewesen zu sein, die ihn zugleich für diesen Diskurs anschlussfähiger machte – nicht zuletzt, weil er Sichtbarkeiten und visuelle Bezüge verbalisierte und damit die Auratisierung der Stimme im Zeichen des Phonozentrismus beförderte. Gesicht und Stimme schienen auf eine Art komplementär. Und so nahm auch die Rundfunkmoderation in ihren Programmankündigungen Teil am fetischisierenden Diskurs um

101 Redebeitrag von Hans Gerhard Evers, in: *ders.*, Das Menschenbild in unserer Zeit, S. 95.

102 Günther Sawatzki, Bild ist nicht Mensch. Ein Beitrag zur Grundlagen-Kritik des Fernsehens, in: Rundfunk und Fernsehen 4, 1953, H. 1, S. 21–27, hier: S. 23 f. Beim »Darmstädter Gespräch« von 1955 heißt es beispielsweise: »[I]ch muß sagen, [...] daß nicht ein einziges Mal geredet wurde von dem Theater als dem Ort der Begegnung mit dem Menschen, von dem ewigen, diesem einmaligen Augenblick, in dem sich der Hörer oder Zuschauer im Gegenüber zum spielenden Menschen befindet und teilhat – und das kann keine Filmkonserve und keine Bandkonserve je erreichen oder zerstören – an der unmittelbaren Zeugung des Wortes, an dem Wunder der Verkörperung der Sprache. [Starker Beifall, Bravorufe]« Redebeitrag von Rudolf Sellner, in: Egon Vietta (Hrsg.), Theater, Darmstadt 1955, S. 248.

103 Martin Buber, Das echte Gespräch und die Möglichkeit des Friedens, in: Neue Schweizer Rundschau 21, 1954, S. 389–395, hier: S. 393.

das Gesicht der Nachkriegszeit, wie das folgende Urteil von Ernst Schnabel über Ortega y Gasset im Nachtprogramm des NWDR zu erkennen gibt: »Ortega hat einen unvergeßlichen Kopf. Keinen von der Sorte, die schon im Steckbett genialisch aussehen, sondern ein wunderbar zivilisiertes Gesicht, dem man beides ansieht, die aristokratischen Gedanken, die hinter ihm gedacht werden, und den frischen Wind, den es nicht scheut.«¹⁰⁴



Abbildungen 3 und 4:

Links: Fotomontage von Erich Roether mit Teilnehmern des ersten Darmstädter Gesprächs »Das Menschenbild in unserer Zeit«, 1950, in: *Hans Gerhard Evers* (Hrsg.), *Das Menschenbild in unserer Zeit*, Darmstadt 1951, S. 26.

Rechts: Fotomontage von Erich Roether mit Teilnehmern des dritten Darmstädter Gesprächs »Mensch und Technik«, 1952, in: *Hans Schwippert* (Hrsg.), *Mensch und Technik: Erzeugnis, Form, Gebrauch*, Darmstadt 1952, S. 32.

Fotograf: Pit Ludwig

¹⁰⁴ Nachtprogramm des NWDR, Sendung vom 31.10.1949, zit. nach: *Schildt*, *Zwischen Abendland und Amerika*, S. 94.

Auf den physiognomischen Diskurs, der sich hier bedenkenlos fortsetzt, als hätte es Auschwitz nicht gegeben, kann an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden. Auch nach dem Tod des ›Führers‹, in dessen Angesicht sich einst die steinerne Härte eines ›Volkskörpers‹ spiegelte und nun, nach 1945, »das pure Nichts«¹⁰⁵, setzte man die Suche nach den Gesichtern fort, in denen sich die Ideen und Ideale würden ausdrücken. Und ebenso wie sich das »Wörterbuch des Unmenschen« über die Zäsur 1945 hinwegsetzte, war auch Hitler nur noch Exempel eines Allgemeineren: des ›Funktionärs‹ – das »gesichtslose Wesen«¹⁰⁶ par excellence. So war es nicht nur die humanistische Erwartung, mit der Sichtbarkeit der Gesichter Menschlichkeit in die Welt einziehen zu lassen, sondern auch die physiognomische, in *bestimmten* Gesichtern ›Zivilisation‹ und ›Geist‹ zu erkennen. Der Buchmarkt zumindest reagierte umfassend mit Autorengalerien und Bildbänden auf dieses »für unser ›optisches‹ Zeitalter typische Bedürfnis«¹⁰⁷ und gab Deutschland sein ›geistiges Gesicht‹. So erschien 1952 das von Erich Retzlaff herausgegebene gleichnamige Buch »Das geistige Gesicht Deutschlands« und 1954, zur 100. Taschenbuch-Ausgabe bei Rowohlt, der Gratisband »Was sie schreiben – Wie sie aussehen«. Retzlaffs Bildband macht gleich zu Beginn klar, dass diese Galerie den Leser*innen mit dem Anspruch der Elitebildung präsentiert wird: Denn auch dort, wo es »um die Maßstäbe und das geistige Gesicht« gehe, komme es »nie auf die vielen, sondern immer nur auf die wenigen an«.¹⁰⁸ Als weitere Beispiele ließen sich Ernesto Grassis Autorengalerie im programmatischen Band »Die zweite Aufklärung« der »rde« oder die Anfang der 1950er-Jahre beginnende SPIEGEL-Reihe »Köpfe der Woche« nennen.

Die Dialektik dieser Fazialität führen die Collagen aus den Protokollbänden einiger »Darmstädter Gespräche« gelungen vor (Abbildungen 3 und 4). Es ist nie das vereinzelte intellektuelle Gesicht, das hier zum Vorschein kommt, sondern stets ist es umgeben von seinem Publikum, aus dem es sich erhebt. Während der Redner mit individueller Gestik und Mimik dargestellt wird und die Collagisten-Hand sich nicht traut, das Ganze zu zerschneiden, wird das Publikum als anonyme ›Masse‹ in seiner gleichförmigen Reaktion verbildlicht und mit der Schere wortwörtlich um sein Gesicht gebracht. Noch die banalste Eigenschaft des Gesicht-Habens wird damit zum Distinktionsmerkmal einer Elite, die dasselbe zur Voraussetzung eines echten ›Gesprächs‹ definiert.

Es sind habituelle, physiognomische und mediale Bedingungen wie diese, die simple dialogische Kommunikation zu komplexer und exklusiver Praxis transformieren – Praxis, die Intellektuelle braucht, um sie zu meistern. Überspitzt formuliert: Das ›Gespräch‹ ist der Inbegriff antidemokratischer Elemente der Deliberation; es ist das Differenzial, das in Elite und Masse differenziert. In seiner strengen Diskursethik, seiner Ver- und Vorführung des Publikums schuf es zwar formal jene

105 Max Picard, *Hitler in uns selbst*, Zürich 1946, S. 69. Vgl. Claudia Schmölders, *Hitlers Gesicht. Eine physiognomische Biographie*, Göttingen 2000.

106 Vgl. Alfred Weber, *Der dritte oder der vierte Mensch. Vom Sinn des geschichtlichen Daseins*, München 1953, zit. nach: Dolf Sternberger, *Nach Alfred Webers Begräbnis*, in: *Die Gegenwart* 13, 1958, S. 298–300, hier: S. 299.

107 Ernesto Grassi, *Die zweite Aufklärung. Enzyklopädie heute. Lexikalisches Register zu Band 1–75*, Hamburg 1958, S. 9.

108 Erich Retzlaff (Hrsg.), *Das geistige Gesicht Deutschlands*, Stuttgart 1952, S. 7.

Einigkeit unter den Sprechenden, die sich eine »gespaltene Gesellschaft« in Gänze wünschte, doch setzte diese Errungenschaft die Differenz von Elite und Masse voraus. Das humanistische Versprechen, dass nach etwas Übung alle oben stehen könnten, erwies sich als Farce, weil Ziel und Voraussetzung einander identisch waren. Nur wenige beherrschten die Umgangs- und Ausdrucksformen, die den formalisierten Ablauf eines »Gesprächs« bestimmten, sodass rhetorische Bildung zur letzten Schranke einer Gesprächskultur avancierte, die grundgesetzlich bereits allen offenstand.

IV. Gesprächseliten – ein generationsübergreifendes Phänomen?

Diese Gesprächskultur berücksichtigend, löst sich ein Stück weit jene Uneinigkeit und Vieldeutigkeit auf, die in der Analyse des Elite-Diskurses der Nachkriegszeit sichtbar wird. Arnold Gehlen hatte sich in einem Briefwechsel mit dem Merkur-Herausgeber Hans Paeschke darüber beklagt, dass ihm noch kein Intellektueller begegnet sei, der sich selbst in den Unterredungen zum Thema »Elite« nicht derselben zugerechnet hätte.¹⁰⁹ Interessanterweise war es nun genau die performative Dimension von »Gesprächen« wie solchen *über* Eliten, die diese Selbsteinschätzung in gesellschaftliche Realität übersetzte. Reitmayer hat sich diesem Diskurs intensiv gewidmet und die Vagheiten und Ambivalenzen der dort verhandelten Elite-Modelle herausgearbeitet.¹¹⁰ Eher eindeutig erscheint dagegen die Praxis, die diesem und anderen Diskursen zugrunde lag und den Typus des *gesprächigen Nachkriegsintellektuellen* hervorgebracht hat. Höflichkeit war das vielleicht wichtigste Merkmal dieser Rhetorik. Ohne sie wäre ein breiterer kommunikativer Austausch wie der im Rundfunk zwischen den Antipoden Adorno und Gehlen kaum gelungen. Vor allem Skepsis und Selbstkritik – die Einsicht, dass man es nicht genau wisse – avancierten zu Akten intellektueller Höflichkeit. Sichtbarkeit und Mündlichkeit, allen voran die Praxis des Gesicht-Zeigens und Frei-Sprechens, ergänzten diese sprachlich schönen Formen, in denen sich *Persönlichkeit* und nicht *Wissen* entfalten sollte. Und so war es dieses Drumherum in seiner Beziehung zu einer leeren Mitte – Fragen, die nicht zu beantworten waren (Wer sind die Eliten? Was ist der Mensch? Was ist die Moderne?) –, das diese Gemeinschaft von Nachkriegsintellektuellen produziert und reproduziert hat. Es bleibt Aufgabe der historischen Forschung, die Geschichte der Höflichkeit, die Visual History (der Eliten) und die Geschichte des Phonozentrismus circa 1950/1960 zu schreiben – Geschichten, die sich im Phänomen des »Gesprächs« und jener sich mit ihr konstituierenden Gesprächselite zu verbinden scheinen. Sie war *höflich*, *sichtbar* und *phonozentrisch* – oder in einem Wort: *gesprächig*.

Aber handelt es sich bei dieser intellektuellen Elite um wirklich mehr als die kurze Wiederkehr und temporäre Umbesetzung der Weimarer »Mandarine«? Wenn auch die Formel vom Gang »rückblickend in die Zukunft« für die Zeit um 1950 ihre Berechtigung hat, so muss doch auch der Bruch betont werden, der gegenüber den dialogphilosophischen Theorien der 1920er-Jahre erfolgte. Nicht »Erschütterung«,

109 Arnold Gehlen an Hans Paeschke, 26.11.1957, zit. nach: Reitmayer, Elite, S. 463.

110 Reitmayer, Elite.

sondern ›Harmonie‹ wurde nun als primäres Ziel betrachtet, sodass das ›Gespräch‹ für Projekte anschlussfähig erschien, denen die Menschen auch in der alltäglichen Lebenspraxis begegneten: »Überall Kurven, Bauchiges, Schwingendes. So als sollte die böse Zackigkeit von Hakenkreuz, Hitlergruß und SS-Rune durch die Gnade von Käfer, Muschel, Niere vergeben und vergessen werden. In diesen Formen fühlten wir uns versöhnt.«¹¹¹ Im Kontext einer auf Harmonie bedachten Sprach- und Objektwelt, der die Kriegserfahrung einer Gesellschaft und nicht bloß einer Generation gegenüberstand, konnten quer zu allem Biografischen auch jüngere Intellektuelle für das ›Gespräch‹ gewonnen werden.¹¹²

Damit ist der generationelle Bias dieser Untersuchung nicht relativiert, entspricht es sehr wohl den historischen Fakten, dass das hier untersuchte Format des ›Gesprächs‹ in der Hauptsache von einer älteren Generation getragen wurde. Zunächst waren es jene »alten großen Männer«, deren Verlust Adolf Frisé nach dem Tod Thomas Manns und Ortega y Gasset 1956 betrauerte, die in der Nachkriegszeit als geübte Oratoren hervortraten.¹¹³ Dass aber das ›Gespräch‹ mit ihrem Tode nicht abbrach und Foren wie die »Darmstädter Gespräche« oder Gesprächsrunden im Fernsehen und Hörfunk trotz aller Diskursverschiebungen bis in die 1970er-Jahre hinein existierten, zeigt, dass an dieser intellektuellen Praxis sich nicht nur jene um 1900 Geborenen beteiligten. Von der »skeptischen« bis zur sogenannten Flakhelfer- oder 45er-Generation nahm man – wohl nicht zuletzt als Strategie der Selbstbehauptung – Teil an den ›Gesprächen‹ der 1950er- und 1960er-Jahre.¹¹⁴ In ihnen hatten sich dieselben vor jeder guten Idee und jedem guten Argument rhetorisch zu beweisen. Noch Hans Werner Richter und die »Gruppe 47«, denen man gemeinhin eine besonders nonkonformistische Position einräumt, sind der Öffentlichkeit primär durch ›Gespräche‹ über Literatur bekannt geworden. Und wenn auch bei Letzterer andere Verhaltensregeln zu beobachten sind als bei konservativeren Gesprächskreisen – allen voran die Höflichkeit einem der Selbstbeschreibung nach ›burschikosen‹ Umgangston wick –, so folgte auch in dieser Gruppe die zwischenmenschliche Kommunikation einem anspruchsvollen Regelwerk, in das sich nicht jeder einfügen konnte, wie insbesondere der Fall Paul Celan demonstriert.¹¹⁵ Denn

111 Karl Markus Michel, Rückkehr zur Fassade, in: Kursbuch, 1987, Nr. 89, S. 125–143, hier: S. 127.

112 Vgl. Noah Benezra Strote, Lions and Lambs. Conflict in Weimar and the Creation of Post-Nazi Germany, New Haven 2017, insb. S. 269. Zum Begriff der Generation in der Geschichtswissenschaft: Ulrike Jureit, Generation, Generationalität, Generationenforschung, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 3.8.2017, URL: < http://docupedia.de/zg/jureit_generation_v2_de_2017 > [6.7.2021].

113 Adolf Frisé, Der Verlust der großen alten Männer, in: HR, 5.8.1956, zit. nach: Schildt, Medien-Intellektuelle in der Bundesrepublik, S. 43, Anm. 155.

114 Zur Generation der »45er«: A. Dirk Moses, German Intellectuals and the Nazi Past, Cambridge 2007; Marcus M. Payk, Balanceakt zwischen den Zeiten. Anmerkungen zur Generation der »Fünfundvierziger«, in: INDES. Zeitschrift für Politik und Gesellschaft 1, 2011, H. 0, S. 24–30.

115 Vgl. Klaus Briegleb, Missachtung und Tabu. Eine Streitschrift zur Frage »Wie antisemitisch war die Gruppe 47?«, Berlin/Wien 2003, S. 199 ff. Die Arbeiten zur »Gruppe 47« von Dominik Geppert scheinen mir in dieser Hinsicht zu einseitig und unkritisch, überzeichnen sie doch den politischen Aktivismus der Gruppe stark und folgen primär den Selbstbeschreibungen und Selbststilisierungen – zuvorderst denen Hans Werner Richters. Vgl. Dominik Geppert, Von der Staatskepsis zum parteipolitischen Engagement. Hans Werner Richter, die Gruppe 47 und die

dass Celans *Stimme* – »Der liest ja wie Goebbels!«¹¹⁶ – in dieser ›Gemeinschaft‹ der 47er provozieren konnte, verdeutlicht nur, wie sehr sich diese durch einen gemeinsamen Sprechstil konstituierte. Für sie gilt, was auch für andere Gesprächsforen dieser Zeit galt: »inhaltlich unbestimmt, wenn auch geschwätzig«.¹¹⁷ Das wissenschaftliche ›Gespräch‹, wie es die Gruppe Poetik und Hermeneutik praktizierte, war davon nicht ausgenommen, denn es gab auch dort mit Jacob Taubes und Siegfried Kracauer mindestens zwei Akteure, die »ungeschriebene Spielregeln verletzt[en]« und sich wiederholt dem Vorwurf ausgesetzt sahen, eine »freie Entfaltung der Diskussion unmöglich« zu machen.¹¹⁸

Es wäre allerdings falsch, mit dem Genre des ›Gesprächs‹ allein den ›kulturellen Wiederaufbau‹ und die intellektuelle Gründung der Bundesrepublik – einerlei ob liberal-konservativ oder kritisch-nonkonformistisch – zu verbinden. Auch ehemalige NS-Genossen fanden das vehement gesuchte *Schweigen in der Sicherheit des Gesprächs*, wie sich hier in Anspielung auf einen Buchtitel Dirk van Laaks formulieren ließe.¹¹⁹ Das Schweigen war also nicht bloß »Ermöglichungsgrund«¹²⁰ des ›Gesprächs‹, sondern diese spezifisch humanistische Rede erscheint paradoxerweise als die legitimste Antwort auf die Frage, wie die Thematisierung der eigenen NS-Vergangenheit zu vermeiden war: durch »kommunikatives Beschweigen«.¹²¹ Es ließe sich retrospektiv als ›List der Geschichte‹ bezeichnen, dass die in der Nachkriegszeit so vehement gesuchte Persönlichkeit durch Mittel geschaffen werden konnte, die »symbolische Formen des Schweigens«¹²² implizierten: Zur Persönlich-

deutsche Politik, in: *ders./Jens Hacke* (Hrsg.), *Streit um den Staat. Intellektuelle Debatten in der Bundesrepublik 1960–1980*, Göttingen 2008, S. 46–68.

116 Heinz Ludwig Arnold, *Die Gruppe 47*, Reinbek 2004, S. 76. Vgl. Hans Werner Richter, Mittendrin. Die Tagebücher, 1966–1972, München 2012, S. 158 [Eintrag vom 7.5.1970].

117 Briegleb, *Missachtung und Tabu*, S. 232.

118 Hans Robert Jauß an Herbert Dieckmann, 11.11.1966, zit. nach: Julia Amslinger, *Eine neue Form von Akademie. Poetik und Hermeneutik – die Anfänge*, Paderborn 2017, S. 165. Zum Gesprächsstil bei »Poetik und Hermeneutik«: Walter Erhart, »Wahrscheinlich haben wir beide recht«, *Diskussion und Dissens unter »Laboratoriumsbedingungen«*. Beobachtungen zu »Poetik und Hermeneutik« 1963–1966, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 35, 2010, S. 77–102.

119 Van Laak, *Gespräche in der Sicherheit des Schweigens*.

120 Amslinger, *Eine neue Form von Akademie*, S. 26.

121 So treffend der Begriff ist, so falsch und unmoralisch die Absolution, die Hermann Lübbe in seinem staats-theoretischen Funktionalismus dem Schweigen gibt. Wer sagt, dass die Bundesrepublik nicht auch ohne ein groß angelegtes Unterschlagen von Nationalsozialismus und Holocaust ›gelingen‹, vielleicht sogar besser ›gelingen‹ wäre? Immer noch steht eine genauere Untersuchung dieses Schweigens nach 1945 aus, doch zeichnet sich ab, dass es sich nicht auf ausstehende Vergangenheitsbewältigung beschränkte, sondern eine ganze Wirklichkeit verschwiegen wurde, wo ihre Artikulation die Kommunikation gefährdet hätte. Vor diesem Hintergrund wäre kommunikatives Beschweigen nicht länger Antwort auf die Frage, wie aus NS-Genossen Bundesbürger werden, sondern die Strategie moderner Selbstbehauptung par excellence. Vgl. auch Zygmunt Bauman, *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*, Hamburg 2005.

122 Briegleb, *Missachtung und Tabu*, S. 23.

keit gehöre »das Verstummenkönnen«¹²³, so Arnold Gehlen. Damit war es nicht nur möglich, sich qua Rhetorik einer intellektuellen Elite anzuschließen, sondern auch den Mythos der »Stunde Null« – der auch die Grundlage des kollektiven Selbstbewusstseins jener 45er-Generation bildete – trotz seines offenkundigen Mangels an Evidenz rhetorisch in Wirklichkeit zu überführen. Als könnte, wer nun das *menschliche* Gespräch wolle, unmöglich den *unmenschlichen* Monolog des Nationalsozialismus gewollt haben. Eingängig auf ihre NS-Vergangenheit zu prüfen wären daher die Biografien der sich nach 1945 als »Gesprächsdemokraten«¹²⁴ stilisierenden Intellektuellen.

Wenn auch das ›Gespräch‹ als pädagogisches Großprojekt vermarktet wurde – »Sehen wir zu, was wir einander zu sagen haben« –, zeigte seine Verwirklichung doch nicht nur, dass spezifische Interessen mit ihm verbunden waren, sondern dass jenes ›Wir‹ keineswegs die ganze Gesellschaft meinte. So war auch außerhalb des intellektuellen Milieus das ›Gespräch‹ für »Wirtschaft, Technik und Politik« reserviert – Bereiche, für die nach 1945 besonders stark die Fragen von ›Führung‹ und ›Elite‹ diskutiert wurden.¹²⁵ Das in über 14 Auflagen erschienene Werk von Maximilian Weller »Das Buch der Redekunst. Die Macht des gesprochenen Wortes in Wirtschaft, Technik und Politik« zeigt deutlich, dass der humanistische Wissenstransfer ein exklusiver war – ein Buch, das nicht nur mit einem Geleitwort des »Vereins Deutscher Ingenieure« versehen wurde, sondern auch von zahlreichen Schulungen und Rhetorik-Lehrgängen für Menschen in Führungspositionen vor allem im technischen und wirtschaftlichen Bereich begleitet wurde.¹²⁶ In den 1950er-Jahren war der Buchmarkt gefüllt mit Rhetorikbüchern und Gesprächsratgebern, wovon auch Johann Blümel's 1955 in vierter Auflage publiziertes Werk »Reden ist Gold. Kurs für Redekunst und Verhandlungstechnik« ein Beispiel gibt.¹²⁷ Noch dieser Diskurs über Rhetorik fügt sich ein in das bürgerliche Loblied auf Subjektivität und Persönlichkeit, insofern die vielleicht wichtigste Leistung der Rhetorik als Disziplin darin besteht, die »Reaktionen der Angesprochenen als Spur des Redners zu präsentieren«.¹²⁸ Im Angesicht dieser Ratgeber wird also nochmals evident, dass das ›Gespräch‹ nie zu beabsichtigen schien, alle als ›Personen‹ an einen Tisch zu

123 Arnold Gehlen, Das Ende der Persönlichkeit? [1956], in: *ders.*, Studien zur Anthropologie und Soziologie, Berlin 1963, S. 329–340, hier: S. 340.

124 Nicht die demokratische Haltung von Walter Dirks und Eugen Kogon soll hier infrage gestellt werden, sondern von jenen, die sich in ihrem Windschatten bewegten. Nebst dem bereits angesprochenen Hans Gerhard Evers wäre der Publizist und CDU-Politiker Hans Edgar Jahn zu nennen, der zwischen seinem Einsatz für ›Gespräch‹ und ›Diskussion‹ nach 1945 und seiner NS-Gefolgschaft zuvor wie auch seinen antisemitischen Pöbeleien keinen Widerspruch zu erkennen schien. Vgl. Hans Edgar Jahn, Rede. Diskussion. Gespräch, Frankfurt am Main 1954; *ders.*, Der Steppensturm. Der jüdisch-bolschewistische Imperialismus, Dresden 1943.

125 Reitmayer, Elite, S. 324 ff.

126 Maximilian Weller, Das Buch der Redekunst. Die Macht des gesprochenen Wortes in Wirtschaft, Technik und Politik, Düsseldorf 1954 (14. Auflage: 1978).

127 Johann Blümel, Reden ist Gold. Kurs für Redekunst und Verhandlungstechnik, Zürich 1955 (zuerst 1946).

128 Cahn, Kunst der Überlistung, S. 181. »Rhetorik« meint in dieser Arbeit also einerseits eine Gesamtheit von sprachlichen und nichtsprachlichen Elementen, andererseits – als Quellenbegriff – die Vorstellung von einem autonomen Subjekt, das diese Elemente der Rede für einen bestimmten Zweck einzusetzen vermag.

bringen, sondern von Beginn an Antwort auf die Frage sein sollte, wie sich schnellstmöglich eine demokratische Elite in einer Gesellschaft etablieren und legitimieren könne, die für die Aufarbeitung des Vergangenen noch nicht die notwendigen Kapazitäten besitze.

Vielleicht ist die Zurückhaltung, mit der Historiker*innen der Nachkriegskommunikation noch immer begegnen – das Urteil, hier werde das ›Gespräch‹ bloß eingeübt und *noch nicht* als Fertiges vorgetragen –, mit den normativ hohen Erwartungen verbunden, die diese selbst und gegenwärtig an das Gespräch als das Medium gesellschaftlichen Fortschritts stellen. Noch Axel Schildt, der wohl wie kein anderer versucht hat, die Ära Adenauer entgegen allen Vorurteilen als kommunikativ und dynamisch auszuweisen, spricht in seinem postum erschienenen *opus magnum* lediglich von der »Einübung des Gesprächs«¹²⁹ – als Semantik unzweifelhaft das Resultat eines in sich widersprüchlichen Wunsches, die 1950er-Jahre auf-, aber das Gespräch nicht abwerten zu wollen.

Fazit

So ist diese Arbeit am Ende erneut bei der Erwartungshaltung der Historiker*innen angelangt, die sich noch im kleinsten Detail zu erkennen gibt. Im Hinblick auf die historische Elitenforschung war es mir ein Anliegen, darauf hinzuweisen, dass sich Eliten nicht immer durch Akkumulation derjenigen Kapitalsorte konstituieren, die Fremd- und Selbstbeschreibungen als die maßgebliche dieser Sozialfigur ausweisen. Der Habitus ist erfinderisch und findet stetig neue Praxisformen und Verhaltensstrategien, die der sozialen Reproduktion dienen – selbst wenn sich diese Praktiken wie im Fall der frühen Bundesrepublik als uneigennützige und demokratische Erziehungsmaßnahmen gebärden.

Eliten sind kommunikationstheoretisch als die zu bezeichnen, *die sprechen, während andere schweigen*, was zugleich nicht bedeutet, dass sich alle Eliten aus kommunikationstheoretischer Perspektive beschreiben lassen. Mit Blick auf die Nachkriegsintellektuellen scheint diese engere Perspektive allerdings legitim, insofern der oder die Intellektuelle ohne Sprache nicht zu denken ist. Intellektuelle sind diejenigen, die sprechend oder schreibend an die Öffentlichkeit treten und sich in dieser kommunikativen Praxis, die zugleich ihr kommunikatives Kapital bildet – sprechen zu dürfen und von anderen gehört zu werden –, konstituieren.

Es war also naheliegend, dass sich die intellektuelle Elite mit der demokratischen Staatengründung nur durch Aneignung einer demokratischen Technik, der Technik des ›Gesprächs‹, beerben konnte. Dass diese Kommunikation schließlich mehrheitlich eine »phatische Funktion«¹³⁰ erfüllt, beweist nicht nur, dass *über etwas sprechen* nach 1945 problematisch war, sondern auch, dass die oberste Priorität dem

129 Schildt, Medien-Intellektuelle in der Bundesrepublik, S. 215 ff.

130 Roman Jakobson, Closing Statement. Linguistics and Poetics, in: Thomas Albert (Hrsg.), Style in Language, Cambridge 1960, S. 350–377. Zuerst bei Bronislaw Malinowski, The Problem of Meaning in Primitive Languages [1923], in: Charles K. Ogden, The Meaning of Meaning. A Study of the Influence of Language upon Thought and of the Science of Symbolism, New York 1936, S. 296–336.

Aufbau einer Sprechgemeinschaft galt, von der als bloß Hörende ein Großteil der Gesellschaft ausgeschlossen war. Mitnichten war das ›Gespräch‹ also die Lösung für jene ›gespaltene Gesellschaft‹, in der Täter und Opfer miteinander zu leben hatten, sondern diese »intellektuelle Infrastruktur«¹³¹ reproduzierte selbst die wesentlich ältere Spaltung von Elite und Masse.

Ich habe hier versucht, darauf hinzuweisen, dass die Überhöhung von phatischen Kommunikationselementen auch ideengeschichtliche Konsequenzen hatte und die Leistung des ›Gesprächs‹ weniger in der Akkumulation von neuem informationellem Kapital bestand als im Angebot der Möglichkeit, bestehende Produktionsverhältnisse im Strukturwandel der Nachkriegszeit (Demokratie, Massenmedien, Freizeit) zu reproduzieren. Im historischen Rückblick seines 1975 erschienenen Buches über Intellektuelle hat auch Helmut Schelsky feststellen müssen, »dass die hier unterstellte Annahme, diese ›Intelligenz‹ habe keine *eigenen* sozio-ökonomischen Herrschaftsinteressen, falsch war«.¹³² Die Zurückhaltung von Wissen, Meinungen und Ergebnissen wird sozialhistorisch ›legitimiert‹, weil nicht die klassische intellektuelle Geistesarbeit, sondern allein die Herstellung einer spezifisch rhetorischen Situation Antwort auf die Frage sein konnte, wie die Reproduktion der Produktionsverhältnisse im intellektuellen Feld nach 1945 möglich sei. Dies berücksichtigend, muss, wer die Geschichte der Intellektuellen in der frühen Bundesrepublik schreiben will, sich noch stärker an ihrer Praxis orientieren. Den Intellektuellen als Sozialtypus oder »Sozialfigur«¹³³ zu begreifen, heißt, ihn als jemanden zu verstehen, der nicht immer im Sinne der Ideengeschichte handelt, weil die Reproduktion seiner Feldposition nicht immer von der Produktion und Durchsetzung seiner Ideen abhängt. Wir Historiker*innen müssen lernen, dass Intellektuelle nicht zu jeder Zeit mit dem zu tun haben, was *wir* unter Intellektualität verstehen. Oder anders formuliert: Dass Intellektualität ein Wissen sei, ist eine an den historischen Kontext der Wissensgesellschaft gebundene Abstraktion, die weder die Existenzweise noch die soziale Reproduktion von Intellektuellen in der frühen Bundesrepublik Deutschland erklärt. Denn genau dies ist doch zunächst Intellektualität, eine *Existenzweise*, die von Einzelfällen herzuleiten ist und sich für die Zeit um 1950/1960 durch eine *Darstellungsmacht* und nicht eine Informationsfunktion auszeichnet.

131 Van Laak, Gespräche in der Sicherheit des Schweigens, S. 63.

132 Helmut Schelsky, Die Arbeit tun die anderen. Klassenkampf und Priesterherrschaft der Intellektuellen, München 1977 (zuerst 1975), S. 138.

133 Hans Manfred Bock, Der Intellektuelle als Sozialfigur. Neuere vergleichende Forschungen zu ihren Formen, Funktionen und Wandlungen, in: AfS 51, 2011, S. 591–643.